

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 37 (1955)
Heft: 28

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Sonderbeilage:
Von Aspfeld, Traub und
Ostafritzen

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau El. Studer-v. Goumoën, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 78 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Baum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffrepreis 50 Rp. Keine Verlässlichkeit für Placierungsvorschritten der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Büros. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Die Kranken- und Mutterschaftsversicherung: Wünsche und Möglichkeiten

Ein Diskussionsbeitrag

Als der Familienschutzartikel vor neun Jahren durch Volksabstimmung in die Bundesverfassung aufgenommen wurde und mit ihm der verpflichtende Absatz 4 über die Mutterschaftsversicherung, waren viele von uns zweifellos der Auffassung, diese soziale Institution werde Gegenstand eines gesonderten Gesetzes werden. Ein solcher Entwurf lag im Jahre 1946 auch vor, wurde aber zurückgestellt, weil inzwischen die Studien für eine Revision des Krankenversicherungsgesetzes abgeschlossen worden waren und man hoffte, mit dem Einbau der Mutterschaftsversicherung in die Krankenversicherung das Verfahren vereinfachen zu können. Das wäre auch der Fall, wenn für beide Versicherungen die gleiche Form zur Anwendung gelangen könnte. Es hat sich aber im Laufe der Vorarbeiten erwiesen, dass dies aus verschiedenen Gründen nicht möglich ist. Das Resultat ist ein Entwurf, der in mancher Hinsicht nicht zu befriedigen vermag.

Die Bestimmungen, die Krankenversicherung obligatorisch oder für einzelne Bevölkerungskreise obligatorisch zu erklären, haben eine lange Vorgeschichte. Im Jahre 1890 wurde mit 283 228 gegen 92 000 Stimmen der Artikel 34 bis in die Bundesverfassung aufgenommen, der den Bund zu einer entsprechenden Gesetzgebung befugte. Ein erster Versuch der Ausführungsgesetzgebung in dieser Richtung wurde 1899 durch die sogenannte «Lex Forrer» gemacht, wonach Personen mit einem Jahresgehalt von weniger als 5000 Franken der Kranken- und Unfallversicherung mit Einschluss der Militärversicherung hätten beitreten sollen. Die Vorlage wurde aber im Mai 1900 mit 341 354 gegen 146 945 Stimmen verworfen. Im Jahre 1912 ist dann das heute geltende Gesetz, wenn auch nur mit einem Mehr von rund 46 000 Stimmen, angenommen worden. Es sieht von einem Bundesobligatorium ab und statuiert statt dessen die Bestimmung, dass die Kantone ermächtigt sind, die Krankenversicherung allgemein oder für einzelne Bevölkerungskreise obligatorisch zu erklären. Ausserdem wird es den Kantonen freigestellt, diese Befugnisse an ihre Gemeinden zu delegieren. Die Versicherungspflicht von Kantons wegen besteht heute in neun Ständen, allerdings mit sehr unterschiedlichen Abgrenzungen (zum Beispiel nur für Schüler oder Kinder oder nur für Aufenthaltler). Weitere neun Kantone haben es ihren Gemeinden anheimgestellt, ein Versicherungsobligatorium einzuführen, wovon jedoch ausser in Graubünden und dem Tessin eher spärlicher oder gar kein Gebrauch gemacht wurde.

Seit Inkrafttreten des eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes sind wiederholt Vorschläge für eine Revision unternommen worden. Aber andere Sozialaufgaben wie die Altersversicherung und die Frage eines Familienschutzartikels haben die Durchführung verzögert. Schliesslich wurde mit der Verwerfung des Tuberkulose-Gesetzes ein weiterer Versuch zur Einführung eines beschränkten Krankenversicherungs-Obligatoriums vereitelt. Damit scheint nach Ansicht der Experten vorläufig jede Aussicht geschwunden zu sein, von der in Art. 34 bis der BV verankerten Möglichkeit eines eidgenössischen Obligatoriums Gebrauch machen zu können. Es scheint uns zwar keineswegs si-

cher, dass das Tuberkulose-Gesetz an dieser Bestimmung gescheitert ist. Den Ausschlag für das Nein des Souveräns hat unser Erachtens die darin postulierte, für das ganze Volk obligatorische Schirbilduntersuchung gegeben, welche die persönliche Freiheit des einzelnen weit mehr tangierte als das vorgesehene Teilobligatorium für die Krankenversicherung. Zudem wäre das Schirbildverfahren sehr teuer gewesen, und es war damals in bezug auf seine Wirksamkeit stark umstritten.

Aber dem sei wie es wolle, den verantwortlichen Instanzen hat das negative Abstimmungsresultat den Plan für einen nochmaligen Vorstoss in dieser Richtung genommen, so dass der vorliegende Entwurf für die Krankenversicherung, wie bisher, von einem eidgenössischen Obligatorium absieht und diese Befugnisse weiterhin den Kantonen, respektive den Gemeinden überlässt. Für die Mutterschaftsversicherung hat man sich jedoch den Argumenten, die für ein Obligatorium sprechen, nicht verschliessen können. So wie der Verfassungsartikel lautet, ist anzunehmen, dass damit eine weitgehende Erfassung zumindest der Mütter aus den unteren Einkommensklassen erreicht werden sollte. Das wäre aber zum Beispiel nicht der Fall, wenn die Mutterschaftsversicherung einfach im Rahmen der bestehenden Wöchnerinnenversicherung innerhalb der Krankenkassen ausgebaut würde. (Für eine solche Regelung hätte es unseres Erachtens auch nur eines Zusatzes zum Krankenversicherungsartikel der BV bedurft.)

Nach den uns vorliegenden Zahlen von 1952 stellen die Männer in der Krankenversicherung ein um rund 95 000 Kassenmitglieder stärkeres Kontingent als die Frauen. Die Frauen, soweit sie verheiratet sind, sind in ihrer Freiheit, sich zu versichern oder nicht, ja insofern beschränkt, als sie meistens finanziell von ihren Ehegatten abhängig sind. Dieser Faktor scheint uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Beurteilung der Frage, ob die Mutterschaftsversicherung obligatorisch erklärt werden sollte oder nicht.

Der relativ hohe Prozentsatz von Versicherten unter der Wohnbevölkerung unseres Landes (69 Prozent) darf zudem nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Versicherungswille sehr häufig erst mit steigendem Einkommen wächst. Oft sind gerade die Bevölkerungskreise der unteren Einkommensklassen nicht in der Lage, die ganze Familie zu versichern, ohne Mithilfe der öffentlichen Hand, und dann sind häufig genug die Mütter die Leidtragenden.

Eine fakultative Mutterschaftsversicherung als besondere Institution ist ohnehin technisch nicht durchführbar, weil jede Versicherung aus finanziellen Gründen ihre Trägerschaft so gestalten muss, dass ein Ausgleich stattfinden kann, das heisst es muss immer ein Teil der Versicherungsnehmer da sein, der die Kassenleistungen gar nicht oder nur wenig beansprucht. Eine reine Mutterschaftsversicherung auf freiwilliger Basis, deren Trägerschaft sich nur aus Personen zusammensetzt, die irgend wann einmal, meistens jedoch wiederholt, in den Genuss der Kassenleistungen gelangen, ist versicherungsmathematisch undenkbar. Auf jeden Fall müsste die Mitgliedschaft von gewissen Bedingun-

gen abhängig gemacht werden, da es nicht angeht, sich nur für den Bedarfsfall zu versichern und womöglich wieder auszutreten, wenn die Kasse ihre Schuldigkeit getan hat.

Auf Grund all dieser Überlegungen scheint uns daher ein Obligatorium für die Mutterschaftsversicherung unumgänglich. Eine andere Frage ist, wie weit es gehen sollte.

Wenn man dem heutigen Entwurf zum Vorwurf macht, das postulierte Obligatorium gehe zu weit, so muss dem entgegengehalten werden, dass dieser Umstand letzten Endes eine Folge des fehlenden Teilobligatoriums für die Krankenversicherung ist. Hätten wir ein solches von Bundes wegen, auch wenn es nur als Grundsatz verankert wäre, und dazu die Bestimmung, dass es den Kantonen und eventuell den Gemeinden überlassen werde, die Grenze der Versicherungspflicht nach den regionalen Bedürfnissen anzusetzen, dann bedürfte auch die Mutterschaftsversicherung keiner gesonderten Bestimmung mehr, und es wäre das erreicht, was wir von einem Sozialgesetz erwarten, nämlich, es würde den auf der Schattenseite des Lebens stehenden Bürgern geholfen.

Man kann sich darüber streiten, ob wirklich nur 5 bis 10 Prozent der Bevölkerung einkommensmässig so gestellt sind, dass sie eines Bundesbeitrages an ihre Versicherungsprämien nicht bedürfen. Leider existiert weder über die einkommensmässige Zusammensetzung der Versicherten noch über das Verhältnis der obligatorisch gegenüber den freiwillig Versicherten eine Statistik. Diese Lücken in der zahlenmässigen Erfassung der sozialen Schichten in unserem Land erschweren es, sich ein Bild darüber zu machen, wie weit Bundesbeiträge an Versicherungsnehmer gerechtfertigt sind.

Hätten wir ein beschränktes Krankenversicherungs-Obligatorium, dann müssten diese Ausscheidungen gemacht werden. Es wäre dies für die Kantone auf Grund der Unterlagen über die einfache Staatssteuer relativ einfach und finanziell tragbar. Diese Erhebungen aber nur für die Mutterschaftsversicherung durchzuführen, würde kostenmässig in keinem Verhältnis zum erzielbaren

Effekt stehen. Darum hat man sich im Vorentwurf auch darauf beschränkt, nur jene Kreise von der Versicherungspflicht auszunehmen, die nach der für das Krankenversicherungsgesetz vorgesehenen Ausscheidung in Zukunft keine Bundesbeiträge mehr erhalten sollen. Befriedigend ist diese Lösung nicht, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen. Persönlich sind wir daher eben zur Auffassung gelangt, dass es das kleinere Übel wäre, für beide Versicherungsweize das beschränkte Bundesobligatorium einzuführen. Damit könnte auch das System der Verteilung der Bundesbeiträge verfeinert werden, und es gäbe nicht solche Differenzierungen unter den Kantonen wie jetzt, da die Städte mit grosser Versicherungsdichte (zum Beispiel 96.2 Prozent) von den Leistungen des Bundes ungleich mehr profitieren als jene, die eine schwach versicherte Bevölkerung haben (33.5 Prozent). Es sei uns zum Schluss noch gestattet, kurz auf das im Kanton St. Gallen gehandhabte System des Obligatoriums hinzuweisen, das auch vom Bundesamt für Sozialversicherung als besonders gerecht und verfeinert bezeichnet wird. Der Kanton sieht die Versicherungspflicht für alle Aufenthaltler und für Niedergelassene mit einer einfachen Staatssteuer von nicht mehr als 30 Franken vor. Es ist den Gemeinden überlassen worden, diese Grenzen zu erhöhen. Bis heute haben 22 von den 90 Gemeinden davon Gebrauch gemacht, indem sie die Grenzen der Versicherungspflicht auf 30, 40, 50, 60, 75, 80 oder 100 Fr. einfacher Staatssteuer hinaufsetzten. Die Gemeinden St. Gallen, Rorschach, Goldach und Henau haben zudem auch die Versicherungspflicht für die Kinder der unter das Obligatorium fallenden Niedergelassenen eingeführt.

Man wird zugeben müssen, dass mit diesem System, das die Soziallasten der Versicherungsnehmer gebührend berücksichtigt und den Gemeinden freie Hand lässt, der Schrecken der Zwangsmassnahme auf ein Minimum reduziert wird.

Etwas ähnliches schwebt uns für die Regelung eines eidgenössischen Obligatoriums für die Kranken- und Mutterschaftsversicherung vor.

Hilke Custer-Oczeret

Im Dienst des Wehrmanns und seiner Familie



Es ist die schöne und dringliche Aufgabe des Bundes Schweizer Militärpatienten, Wehrmänner, die im Militärdienst gesundheitlich Schaden erlitten haben, samt ihren Familien vor Not schützen zu helfen. Er springt dort bei, wo die Möglichkeiten der Militärversicherung und Soldatenfürsorge erschöpft oder ihre Leistungen ungenügend sind. Die Renten der Militärversicherung haben nicht Schritt gehalten mit der Teuerung. Sie vermöchten in vielen Fällen Militärpatienten, vorab jene mit grossen Familien, nicht vor dem Armeingewisswerden zu bewahren, wenn nicht der Bund Schweizer Militärpatienten mit seiner zusätzlichen Hilfe zur Stelle wäre. Und auf dessen Bestand sind vor allem auch jene bedürftigen Wehrmänner angewiesen, die nicht von der durch die Gesetzgebung geordneten Hilfe erfasst werden, «Härtefälle» darstellen.

Neben diesem Sozialdienst erfüllt der «Bundes» eine wertvolle Aufgabe dadurch, dass er Militärpatienten kostenlos Rechtsauskunft erteilt. Und jenen, die sich gegen einen Entscheid der Militä-

versicherung, den sie als ungerecht empfinden, vor Gericht wehren möchten, es aber nicht auf eigene Kosten tun können, leistet er unentgeltlich Rechtsbeistand. Manch einem Wehrmann konnte so zu seinem Recht verholfen, manch einer dadurch vor Verbitterung bewahrt werden. Eine ganze Reihe erfolgreicher Prozessführungen zeigt, dass der Bund Schweizer Militärpatienten gerade auch hier eine Lücke füllt. Ein weiteres Anliegen des «Bundes» ist es, ganz oder teilweise erwerbsfähigen ehemaligen Militärpatienten zu helfen, sich sozial und beruflich einzugliedern. Wenn nötig, ebnet er ihnen durch Umschulung oder Nachkurse «den Weg zurück ins Leben» und geht ihnen bei der Arbeitsuche an die Hand.

Neben diesem Dienst zum Wohl des einzelnen vertritt der Bund Schweizer Militärpatienten die gemeinsamen Interessen der in Erfüllung ihrer Wehrpflicht Erkrankten oder Verunfallten gegenüber Behörden, Amtsstellen und in der Öffentlichkeit. Er sucht die Sozialgesetzgebung zu Gunsten der Militärpatienten zu beeinflussen, hat das Militärversicherungsgesetz erneuern helfen. Zu den noch unerfüllten Forderungen des «Bundes» ge-

Anna Carroll

Im Sturm zu Glück und Sieg
Von Hollister Noble

Anna überlegte kurz. «Meiner Ansicht nach kommt es vor allem darauf an, dass in Amerika der Präsident der unmittelbare Repräsentant des Volkes ist, nicht die Regierung. Die Esel im Kongress bilden sich aber ein, sie könnten die Truppen, die sie aufstellen, auch beraten, dirigieren und sogar befehlen. Das ist blanker Unsinn. Dem Kongress obliegt es lediglich, soviel an Truppen zu beschaffen und zu unterstützen, als für die Unterdrückung einer Rebellion notwendig ist. Sache des Präsidenten hingegen ist es, diese Truppen zu befehlen und zu lenken. Diese vom Präsidenten dirigierte Streitkräfte dürfen sich aller unter zivilisierten Völkern in der Kriegführung üblichen Mittel bedienen. Sie können das Kriegsgesetz auf jede Person anwenden, ob Zivilist oder Soldat, können im Zuge ihrer Bemühungen um die Unterdrückung eines Aufstandes Jedermanns Eigentum, ob Freund, ob Feind, beschlagnahmen und benutzen. Wohlmerkt, das alles unter der persönlichen Leitung des Präsidenten. Vielleicht werden Sie diese Machtbefugnis als ungläublich weitgehend bezeichnen — und mit Recht —, aber ohne sie kann sich eine Volksregierung, wie wir sie haben, nicht halten.»

Sie blickte gespannt von Scott zu Bates. «Unter diesen Gesichtspunkten», sagte sie abschliessend, «würde ich die Frage der Befugnisse des Präsidenten im Kriege behandeln.» «Damit bin ich einverstanden», erklärte Bates und er «b» sich. «Das ist meines Erachtens der Punkt, wo der Hebel anzusetzen ist. Wir werden Aussen-

minister Seward und Kriegsminister Cameron berichten, dass Sie schon arbeiten. Die beiden werden angewiesen, Ihnen jede erforderliche Unterstützung zu gewähren.»

Anna hatte ihre Wohnung kaum erreicht, als sich die Schleusen des Himmels öffneten und ein Gewitter über die Stadt hereinbrach. Grelle Blitze erhellten das fahle Dämmerlicht. Im ersten Stock der Pension waren Bedienstete eben dabei, Annas verwüstete Wohnung wieder in Ordnung zu bringen. Die Tür stand weit offen, davor lag ein Berg Akten und zertrümmerter Laden.

Als Anna eintrat, blieb sie mit einem Ruck entsetzt stehen. Neben dem regenmassigen Fenster sass, mit masslos dünnkelhafter Miene, niemand anderer als Harry Heyward. Zwei Diener standen auf einer kurzen Leiter und hängten gerade die Vorhänge wieder auf.

Harry ergriff sich sofort. Er war kreidbleich, seine hervortretenden Kaumuskeln unter den hohen Wangen erinnerten an aufgezogene Uhrfedern. «Mach mir keine Szene, Anna», sagte er ruhig. «Ich muss mit dir reden.»

Sie traute ihren Ohren nicht. «Hinaus!» rief sie sornig. «Bist du wahnsinnig? Nach alledem, was du hier angerichtet hast?»

«Ich brauche nicht lange», entgegnete er kühl. «Du weisst also, dass ich es gewesen bin? Lag ja klar auf der Hand. Aber hör zu, Anna. Ich werde mich kurz fassen und bin dann genug, dich zu warnen. Auch ich muss dir etwas gestehen: Bis vor einer Woche konnte ich keinen Menschen in Richmond dazu überzeugen, dass deine Tätigkeit ernst zu nehmen sei. Was ich mir aber gestern abend von hier geholt habe, wird in diesem Punkt Wandel schaffen. Endlich besitze ich Beweise für alles, dessen ich dich verdächtige. Wenn du für diesen Affen im

Weissen Haus oder einen seiner dreckigen Lakaien auch nur einen Finger rührt, bekommst du den Lohn, der jeden Verräter gebührt.»

Sein energischer, harter Blick überraschte sie. Es war, als erriete er ihre Gedanken.

«Ich glaube dir etwas mitteilen zu müssen», sagte er mit feuster Stimme. «Seit unserer letzten Begegnung hat sich manches geändert: ich habe geheiratet. Er sah zu seiner Genugtuung, dass sie zusammenzuckte und erlasste. «Mein Leben hat nun endlich Erfüllung gefunden, und du sollst davon wissen. Zum Schluss noch etwas: du stehst Tag und Nacht unter Beobachtung, Anna. Ich warne dich zum letzten Mal.»

«He hr noch eine passende Entgegnung einfach, habe er sich umgedreht und das Zimmer verlassen. Die beiden Hotelidiener starrten ihm verdutzt nach. «Wie ist er denn hier hergekommen?» fuhr sie die beiden Neger an.

«Er hat gesagt, er ist mit Ihnen befreundet und wird erwartet», gestand der Gesprächigere der beiden. Dann packten sie schuldbehaftet Besen und Leiter und gingen.

Anna war über Harrys plötzlichen Besuch ausser sich, ärgerte sich aber auch über ihre eigene Dummheit, weil sie nicht gleich Alarm geschlagen hatte, als sie hereinkam und ihn antraf. Sie schrieb dies zum Teil dem Umstand zu, dass sie sich nach der morgendlichen Unterredung mit Bates und Scott zu sicher fühlte — wovor sie, wie sie jetzt merkte, auf der Hut sein musste. Zum anderen Teil aber hatte sie gegen Harry deshalb nichts unternommen, weil sie ihn noch immer mit den gleichen Augen wie früher sah. Jetzt aber musste sie sich mit der Tatsache vertraut machen, dass ihr ehemaliger Verlobter ein erbitterter und vielleicht sogar gefährlicher Feind geworden war.

Neuntes Kapitel

Gefährlicher Auftrag

«Fräulein Anna», meldete Milly, das Dienstmädchen, «der Portier ist da und sagt, ein Herr wartet unten. Er will Sie dringend sprechen.»

Anna hatte die Kleider abgelegt und sich, nur mit einem dünnen weissen Seidenschlafrock bekleidet, niedergelegt, um von den Anstrengungen des verflorenen Tages kurz auszuruhen und das Ende des heftigen Gewitters abzuwarten. «Ich habe dir doch gesagt, Milly», fuhr sie gereizt auf, «dass du mich in Ruhe lassen solltest.»

«Das schon», entgegnete das Mädchen unbierrt, «aber wenn Sie wüssten, wer gekommen ist, würden Sie bestimmt anders reden. Herr Evans ist da!»

Anna erfasste nicht sofort die Bedeutung dieser Mitteilung und blieb einen Augenblick regungslos liegen. Dann aber sprang sie in mädchenhafter Verwirrung aus dem Bett. Ihre Ermüdung war wie weggeblasen.

«Ist er's wirklich, Milly? Hast du dich nicht geirrt?» Milly's strahlende Augen verrieten ihr alles. «Führ ihn sofort herauf», befahl sie.

Milly liess den Blick gleitend über Annas durchscheinenden Schlafrock gleiten und meinte abschelzend: «Na schön, wenn Sie unbedingt wollen... Ich an Ihrer Stelle würde ihn aber fünf Minuten warten lassen und mir doch etwas mehr anziehen.» Anna erlöste, musste aber lachen. «Meinetwegen, Milly, lass ihn unten einen Augenblick warten und bring ihn dann herauf ins Wohnzimmer. Ich bin gleich angezogen. Und wenn du schon unten bist, bestelle ein Abendessen für zwei. Du kannst es hier oben im Zimmer servieren. Er wird Hunger haben. Roastbeef, Kaffee — alles, was Frau Prescott iat.»

hört, dass der Militärpatient, wie jeder andere Schweizer Bürger, sein Stimmrecht ausüben könne. Der Aufgabenkreis dieses Zusammenschlusses umfasst, kurz gesagt, alle Bemühungen, den Militärpatienten oder «Ehemaligen» samt seiner Familie wirtschaftlich zu sichern, ihn sozial den Mitbürgern gleichzustellen und seinen Selbsthilfswillen zu stärken. Wehrmannshilfe in solch weitem Sinn bedeutet denn auch Familienschutz und stellt einen wertvollen Beitrag zur geistigen und sozialen Landesverteidigung dar. So wird gewiss auch die Schweizer Frau dem Bund Schweizer Militärpa-

tienten das verdiente Interesse entgegenbringen und seine Sammlung unterstützen, die er gegenwärtig in den Kantonen Aargau, St. Gallen und Zürich durchführt. Im Zuge dieser Aktion versendet er drei ansprechende Photokarten und eine Broschüre, die dem Wehrmann ein «Chum» zuhüllt — so sein Vermag, orientiert sie doch in knapper und leichtfasslicher Art über das, was um Dienstreglement, Militärpflichtersätze, Kündigungsschutz, von der Militärversicherung und der Erwerbsersatzordnung — oft nicht weiss, zu seinem Nutzen aber wissen sollte.

Gerda Meyer.

Wanderlust

Jetzt ruft die Sonne aus stauberfüllten Strassen und dunklen Gassen hinaus auf's Land, damit wir die Heimat der unter unsere Füsse nehmen. Nicht immer wie einst unsere Wanderungen ausschliesslich Fussreisen. Wir lassen uns auf dem Schienenstrang nahe an unser Ziel tragen. Wo es möglich ist, benützen wir einen Bummelzug, denn von Station zu Station steigt dann die Landschaft selber in bunten Gestalten traumhaft zu uns in den Zug, der Wechsel und die Nuancierungen der Mundarten, der Geruch des Bodens strömt mit herein, und es ist uns die Möglichkeit geboten, gleichsam aus allen Adern der Gegend die Seele der Landschaft einzusaugen. Aus den Gesprächen der Einheimischen vernehmen wir von letzten Unglücks- und Todesfällen, hören von Hochzeiten die bald stattfinden werden, politische und religiöse Gespräche, von Arbeit in Fabrik und auf dem Felde, Gegenwärtiges und Geschichtliches dringt an unser Ohr und vermittelt uns Wesentliches vom Charakter und der Folklore unseres in dieser Beziehung so vielseitigen Landes. Erst so lernen wir die Heimat kennen, während jener Herr, der nur im Schnellzug oder gar Auto und Flugzeug reist, kaum je in eine Landschaft einzutauchen vermag. Auch Auto und Motorrad flitzen zu sehr an allem vorbei — wogegen wir auf das Velowandern und das Abseits von breiten Strassenbändern Dahinziehen ein Loblied singen wollen.

Nicht zu allen Zeiten war der Mensch so von der Wanderlust gepackt wie heute, denn als Aecker und Felder ihre Arme noch tief in die Städte hineinreckten und sie umfingen hielten, als die Häusernere noch nicht so ausgedehnt und die Beförderungsmittel noch nicht so bequem waren, da ging man vielleicht höchstens einmal vor die Tore der Stadt, kaum je in die nächstgelegene, ohne damit berufliche Absichten zu verbinden. Wer wanderte und reiste, der tat dies aus ganz zweckmässigen Erwerbsgründen. Die so viel besungene Handwerksburschen erwarnten sich Europa nur deshalb, weil sie immer wieder auf Arbeitssuche gehen mussten. Rom- und andere Wallfahrtsplätze, Soldaten, Fuhrleute und Kaufleute waren die einzigen, die wandern mussten und es gar nicht immer so gerne taten. Vollends suchte man Berge und Pässe zu vermeiden, denn bis tief ins 16. Jahrhundert hinein galten diese als von schaurigen Ungeheuern belebt — so wie man heute von den Schneemenschchen im Himalaya spricht. Wie es auch heute noch selbst für die tüchtigsten Alpinisten nicht leicht ist, zum höchsten Berge zu kommen, so war

es früher, als gute Strassen und Fahrzeuge mangelten, schwierig in alpines Gelände vorzudringen. Erst im ausgehenden 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts — am Anfang des Maschinenzeitalters — und dem damit verbundenen rapiden Anwachs der Städte begannen die Menschen die Poesie des Reisens und auch des «simple life» — des einfachen Lebens — als Abwechslung und Erholung zu schätzen.

Weil die Zeit noch nicht reif dafür gewesen, waren die empfehlenden Stimmen für das Wandern im 15. und 16. Jahrhundert der vorausblickenden Humanisten: Vittorino de Feltre, Jean Louis Vives, John Locke und Michael Montaigne, fast ungehört verhallt. Auch der Schöpfer der Schülerwanderungen Valentin Friedland (genannt Trozendorf, 1490–1556) blieb mit seinen wöchentlichen Schulspaziergängen ins Katzbauchtal lange allein auf weiter Flur. Als Rousseau mit seinem Ruf «Zurück zur Natur» allgemein das Verständnis für das Land wand werden liess, in seinem Erziehungsroman das tägliche Wandern für Emil empfahl und allgemein ein Pionier für die körperliche Erleichterung der Jugend werden sollte, haben die Begründer von Schulanstalten, den sogenannten Philantropinen, dessen Gedanken in die Praxis umgesetzt. Der Begründer des Turnens, Friedrich Ludwig Jahn, war von Gedanken beseelt, die in der schulfreien Zeit in Berlin herumlungern Buben einer unvernünftigen Freizeitbeschäftigung zuzuführen, er fand für sie zunächst gar nicht das Turnen, wie man glauben möchte, sondern sammelte die Jugendlichen zu Wanderungen in Berlins Umgebung und die märkischen Dörfer. Bei diesen Spaziergängen wurde kräftig marschiert, gemeinsam gesungen und an Lagerplätzen neben der Wegzehrung auch geistige Kost zu sich genommen, indem Jahn Geschichten und Anekdoten, aber auch die historische Entwicklung Deutschlands erzählte.

Während der bedeutendste Deutsche, Johann Wolfgang von Goethe, zeitweilen ein rüstiger Wanderer geblieben ist und noch als achtzigjähriger Bergtouren machte, so ist neben ihm der erste Wandervogel — wenn man ihm dieses Prädikat zuerkennen darf — der Dichter Gottfried Seume (1763–1810) mit seiner Schilderung «Spaziergang nach Syrakus» geworden, weil er Fussreisen und Wandern propagierte. Dazu kamen dann bald auch wagemutige Alpinisten und mit der Verbesserung der Ausrüstung wurden Wanderungen bald allgemein beliebt.

F. K. M.

Von anormalen Kindern und müde gewordenen Alten

Wer durch das Leben in eine engere Beziehung zu geistig schwachen oder geistig kranken Menschen geführt wird, steht vor einem tiefen, dunklen Rätsel, das auch die Wissenschaft noch nicht zu lösen vermag.

Vielleicht ist es eines unserer Kinder, das mit schwachem Geist zur Welt kam, vielleicht ein Angehöriges, das von einer Geisteskrankheit befallen wurde, vielleicht auch der geliebte Lebensgefährte, der mit zunehmendem Alter seine geistigen Kräfte verliert und dumpf und apathisch oder sogar bösartig wird. Suchend und fragend umkreisen unsere Gedanken das Rätsel immer aufs Neue. Sicher ist nur, dass von der Art und Weise, wie

wir uns damit auseinandersetzen, unendlich viel für das Wohl der Kranken wie auch für unser eigenes abhängt.

Vielleicht vermögen die beiden nachfolgend erzählten Geschehnisse uns zu helfen, eine hoffnungsvollere und fruchtbarere Einstellung zu dem schweren Erleben zu finden.

Die Leiterin eines Heimes für Schwachsinnige in Frankreich hatte während längerer Zeit ein Kind betreut, das weder allein essen noch sich kleiden konnte und das nie einen Schimmer menschlichen Kontaktes verriet. Eines Tages erkrankte das Kind schwer. Da wurde sein Blick plötzlich völlig klar, und mit einer rauhen Stimme — es hatte noch nie

ein Wort gesprochen — stiess es hervor: «Toi, j'aime!» — und starb. Von diesem Augenblick an sah die Heimleiterin ihre Lebensaufgabe in einem neuen Licht.

Ein noch jüngerer Familienvater wurde geisteskrank. Mit fast unbegreiflicher treuer Regelmässigkeit besuchte ihn seine Frau in der Irrenanstalt. Obschon er völlig stumpf war, so dass es schien, sie spreche gegen eine Wand, erzählte sie ihm liebevoll und ausführlich alles, was daheim geschah, wie die Kinder sich entwickelten und was sonst ihre Gedanken beschäftigte. Infolge einer schweren körperlichen Erkrankung wurde der Mann plötzlich geistig gesund — und er wusste noch alles, was seine Frau während den langen Jahren seiner Krankheit an ihn herangetragen hatte.

Mit merkwürdiger Uebereinstimmung scheint aus den beiden Geschehnissen hervorzuweisen, dass der Wesenskern des Menschen, sein eigentliches Ich oder seine unsterbliche Seele auch von der schwersten Erkrankung unberührt bleibt. Wie ein Licht, das durch äusserer Hüllen bis zur scheinbaren Dunkelheit verdeckt werden kann, bricht es hervor, wenn diese fallen.

So wäre vielleicht unser schwachsinniges Kind nicht das arme, blöde Tröpflein, für das wir es gehalten haben? So hätte es vielleicht eine feine empfindende Seele wie die unsere, der nur das furchtbare Geschick zuteil wurde, einen Körper bewohnen zu müssen, der sich nicht beherrschen lässt, der anstatt Ausdrucksmittel zu sein den Ausdruck verdeckt oder in sein Gegenteil verkehrt? So wären vielleicht die hässlichen, rauhen Laute unseres Kindes, seine unmutierten, plumpen Bewegungen das verzweifelte Ringen seiner Seele um Ausdruck? So wäre es möglich, dass jedes unheimliche, liebevolle Wort, jedes verächtliche Beiseitehieben diese Seele tief verletzt könnte? So wären umgekehrt jede Liebkosung, jede Aufmunterung sowie vor allem die systematische Schulung zu höchstmöglicher Ausdrucksfähigkeit Lebensbedürfnis für unser Kind, viel mehr noch als für die gesunden Kinder, deren schöpferische Kräfte ungehemmt sind? Eine ganz neue Schau tut sich auf. Und was für den schwachsinnigen Menschen gilt, das mag auch für den Geisteskranken gelten. Dass immer neue Mittel gefunden werden, welche die Geisteskrankheit auf körperlichem Wege heilen, deutet zum mindesten darauf hin, dass es sich auch hier vielfach um ein Versagen des körperlichen Instrumentes handelt. Bei der engen Wechselwirkung zwischen Körper und Seele ist es immerhin denkbar, ja, es ist sogar wahrscheinlich, dass die schweren körperlichen Störungen ihre Ursache wiederum im seelischen Bereich, in den Schwierigkeiten des Lebenskampfes, in eigenem und fremdem Versagen finden.

Wie trostreich ist der Gedanke an den unzerstörbaren Wesenskern auch im Hinblick auf die vielen alten Menschen, deren geistige Kräfte scheinbar abnehmen. Auch hier dürfen wir uns wohl sagen, dass es nicht die von uns geliebte Seele ist, die vor unsern Augen langsam verdirbt. Vielleicht ziehen die seelischen Funktionen nun, da der Körper als Ausdrucksmittel zu versagen beginnt, sich in tiefere, dem Aussenstehenden unsichtbare Schichten des Wesens zurück und reifen dort weiter wie Samen in der langsam zerfallenden Frucht. Und die unangenehmen Eigenschaften, die im Alter oftmals zutage treten; wäre es nicht möglich, dass auch sie eher ein Symptom körperlichen als seelischen Zerfalles wären? Wir Frauen wissen ja, welche Rolle die Drüsentätigkeit in unserem Leben spielt, wie es Tage gibt, an denen wir hilflos gereizt und empfindlich oder schwarzseherisch sind, und wie diese Zustände lautlos wieder verschwinden, wie sie gekommen waren. Könnte es nicht sein, dass die alten Menschen gewissen Drüseninflüssen in vermehrter Masse und dauernd ausgesetzt wären und dass ihre Seele sich ebenso wenig dagegen wehren könnte wie die unsere an einzelnen Tagen? Wenn wir versuchen, solche Menschen als krank zu betrachten und ihr Verhalten nicht in verächtlichem, aber in einem liebenden Sinne nicht mehr ernst zu nehmen, so fallen wenigstens die Bitterkeit und die Enttäuschung dahin, die ein Zusammenleben mit ihnen oft so schwer machen. Rufen wir uns immer wieder ihre besten Stunden in Erinnerung, diejenigen, da ihre Seele gross und schön und liebend vor uns stand, ehe die körperlichen Hüllen begannen, sie wenigstens für dieses Leben und für unsere Augen langsam zu verdunkeln.

Inés Spring

Politisches und anderes

Die schweizerisch-französischen Handelsbeziehungen

Die am 3. Mai 1955 begonnenen schweizerisch-französischen Handelsverhandlungen haben zu keiner Einigung geführt. Seit dem 1. Juni herrscht ein vertragloser Zustand.

Neue Italienische Regierung

Unter dem Vorsitz von Prof. Antonio Segni wurde in Italien eine neue Regierung gebildet. Diese besteht aus den Vertretern der Christlich-Demokraten, Sozialdemokraten und der Liberalen.

Péron bietet einen Burgfrieden an

Präsident Péron bot den Oppositionsparteien politische Waffenruhe an. Er sprach zum ersten Male seit den Ereignissen vom 16. Juni und anerkannte, dass die Oppositionsparteien an der Aufstandsbewegung nicht teilgenommen haben. Aus diesem Grunde sei er zu einem Régime der «Koexistenz» und zum Abschluss der erforderlichen Vereinbarungen bereit. In Beantwortung dieses Appells erklärte der Vorstand der Radikalen Partei: Die argentinische Radikale Partei will die Befriedung des Landes, aber nicht um den Preis der Unterdrückung der Freiheiten.

Tunesien-Abkommen ratifiziert

Die französische Nationalversammlung ratifizierte nach grosser Debatte die französisch-tunesischen Konventionen mit 538 gegen 44 Stimmen. Diese Abstimmung bildet ein grosser Erfolg für die Regierung Edgar Faure.

Die Oder-Neisse-Grenze

Zwischen Polen und der deutschen demokratischen Republik besteht volle Uebereinstimmung darüber, dass die Oder-Neisse-Grenze endgültig ist, heisst es in einer Erklärung, die am Sonntag in Ost-Berlin im Anschluss an die deutsch-polnischen Besprechungen zum 5. Jahrestag der Unterzeichnung des Abkommens über diese Grenze herausgegeben wurde.

Resolution zugunsten unterjochter Völker

Der Führer der republikanischen Minderheiten im Senat, Knowland, hat am Montag eine Resolution eingebracht, die der Hoffnung auf Wiederherstellung der Unabhängigkeit für die kommunistischen Satelliten-Staaten Osteuropas Ausdruck gibt. Knowland erklärte, er habe die Resolution mit voller Zustimmung des Staatsdepartementes und des Präsidenten Eisenhower verfasst.

Wissenschaftler warnen die Welt

Der bekannte britische Philosoph, Mathematiker und Nobelpreisträger, Lord Bertrand Russell, brachte am Samstag in einer Pressekonferenz von rund 100 Journalisten eine von ihm und von weiteren sieben berühmten Wissenschaftlern unterzeichnete Erklärung zur Verlesung, in der die Menschheit von ihrer Selbstvernichtung mit Kernwaffen gewarnt wird.

Ein Appell der Frauen

Sozialistische Frauen aus 16 Ländern genehmigten in London eine Resolution, die das Verbot aller Versuche mit Atom- und Wasserstoffbomben verlangt, bis eine besondere Uno-Konferenz die Auswirkungen der Atomkraft auf alle Lebewesen ermittelt hat.

Die Eurofirma kommt nach Basel

In Paris fand eine Konferenz der Verkehrsminister von Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg, der Niederlande, Oesterreich, Spanien und der Schweiz statt. Sie bezweckte die endgültige Bereinigung der Konvention und der Statuten der Eurofirma, einer für die Finanzierung von Eisenbahnmateriale in Aussicht genommene europäische Gesellschaft. Die Eurofirma wird ihren Sitz in Basel haben.

Polizistinnen für Zürich

Im Gemeinderat Zürichs wurde eine Anregung eingereicht, in der der Stadtrat eingeladen wird, Polizistinnen oder Polizeiasistentinnen anzustellen. Diese sollen in strafrechtlich-polizeilichen Ermittlungsverfahren bei Kindern und Frauen und für andere passende Aufgaben eingesetzt werden.

Journalistinnen aus Kanada in der Schweiz

46 kanadische Journalistinnen, die alle dem Canadian-Womens-Club angehören, verbrachten zum Abschluss einer ausgedehnten Europa-Reise das Wochenende auf dem Bürgerstock. Es kam zu einem Gedanken- und Erfahrungsaustausch zwischen diesen und schweizerischen Pressevertreterinnen.

Abgeschlossen Dienstag, 12. Juli 1955.



Mit JUWO-Punkten (gültig auch für AVANTI-Bilder)

Ihre Toilette nahm mehr Zeit in Anspruch, als sie gedacht hatte, da sie sich nicht entschliessen konnte, welches Kleid sie anlegen sollte: das neue aus weicher, rosaroter Seide, das Evans noch nicht gesehen, oder lieber das auf gefülltem Musselin, über das er sich einmal sehr anerkennend geäussert hatte. Beide Kleider passten sehr gut zu ihrem blonden Haar. Das wusste sie. Als sie vor dem Spiegel stand, fiel ihr auf, dass sie nach den Aufregungen des Tages und der kurzen Rast blühende Wangen und glänzende, klare Augen hatte.

Als sie die Vorhänge zöge, hörte sie eben, wie er draussen mit seinem elastischen Schritt sich näherte, dann aber plötzlich stehbleibend und überrascht ausrief: «Was soll das?» Der inzwischen bereits aufgezogene Posten hatte ihn angehalten. Anna lief zur Tür, riss sie auf und rief: «Alles in Ordnung! Kommen Sie herein. Herr Evans. Man hat mich unter Beobachtung gestellt. Sie begann zu lachen, stockte aber dann. «Noch nie im Leben habe ich mich über jemand so gefreut! Sie kommen mir vor wie ein Soldat, der aus dem Kriege heimkehrt.»

«Und was für ein Soldat, was für ein Krieger!» entgegnete er wohlgehalten in seinem gedehnten texanischen Dialekt. «Jetzt verraten Sie mir aber, was macht die Infanterie bei Ihnen hier herob?» In seiner ganzen Grösse stand er in der Tür, wie ein aus der Tiefe aufgetauchtes, tiefredendes Seeungeheuer. Ein langer schwarzer Militärmantel mit Kapuze, der er sich im Kriegsministerium ausbezogen hatte, verhüllte seine Gestalt fast bis zu den Knöcheln.

Er nahm die Kapuze ab und lächelte verlegen wie ein Schullehrer, der etwas Wichtiges besorgen sollte und zu lange ausgeblieben ist. Mit seinem schlanken, grossen Körper und den breiten Schultern füllte er beinahe den ganzen Türhahmen aus. Resen-

trophen blitzten im Lampenschein auf seinen vorstehenden Backenknochen und dem kräftigen Kinn. Sein Blick wanderte von ihren Wangen zu dem rosaroten Kleid und zu ihren blauen Augen zurück.

«Darf ich herein?», fragte er halb im Scherz mit einer tiefen Verbeugung und trat in das Wohnzimmer. Er breitete seinen Mantel zum Trocknen auf der Holzkiste aus, roch an den Blumen, fuhr mit der Hand über Annas Stickarbeit auf dem Tisch und seufzte tief.

«Sie sprachen von Heimkehr, Fräulein Carroll. Das will ich gelten lassen.»

Die kecke Anspielung überraschte sie ebensosehr wie die Veränderung, die sie an seinem Wesen und Ausdruck beobachtete. Er schien herzlicher und innerlich freier, ein ganz anderer Mensch als der förmliche, zurückhaltende widerprüchvolle Evans, den sie in Erinnerung hatte. Seine Gewohnheiten waren allerdings die gleichen geblieben. Er setzte sich auf das Sofa, legte die Beine ungeübert auf einen Rosenholzocker, streckte sich und rief: «Ich kann es gar nicht fassen, dass ich wieder da bin, Fräulein Carroll. Ich glaube an einem Tollhaus zu kommen.»

«Sie vermeinen einem Tollhaus zu entrienen, wenn Sie nach Washington kommen?»

«Für mich ist das eine Zufallsbestimmte» erwiderte er mit einem warmen Blick auf sie. «Die ganzen vierzig Tage lang sah ich nichts so Hübsches, fuhr er begeistert fort und liess sein Auge von ihrem Kleid zu ihrem Gesicht und dem blonden Haar gleiten.

«Das hat mir Sallie zum Geburtstag gemacht. Anna war froh, dass sie sich doch für das rote und nicht für das apfelgrüne Kleid entschieden hatte.

«Ach so, Sie reden von dem Kleid?», meinte er mit gespielter Ueberraschung und lachte, weil ihr das Blut in die Wangen schoss.

«Dann beugte er sich mit blitzenden Augen vor. «Ich meine Ihr Haar, Fräulein Carroll. So gefällt es mir!»

Sie trug es lose, in anmutigen Wellen nach hinten gebürstet. Der tiefstürzende grosse Knoten im Nacken wurde von einer perlenbesetzten Spange zusammengehalten.

Ihr Anblick ist immer eine angenehme Abwechslung, Fräulein Carroll, fuhr er fort. «Oft frage ich mich, warum die meisten Frauen das Haar ganz glatt nach hinten büirsten und jedes Löckchen ebenso unterdrücken — wie ihre Gefühle.»

Was war in den Mann gefahren? fragte sich Anna. Der sonst so ernste Evans war heute völlig keckheiten. Ueberraschend war auch der lässig-intime Ton, indem er mit ihr sprach. Sie wusste selbst nicht, wie sie sich dazu stellen sollte, parierte aber kühl. «Ich unterdrücke meine Locken ebensosehr wie meine Gefühle. Oder sollte ich es etwa tun?»

«Gott behüte!», besahte er sich zu versichern und liess lachend die Reihe seiner gleichmässigen weissen Zähne sehen. Dann aber wurde seine Miene nachdenklich. «Jetzt sagen Sie mir aber, Fräulein Carroll, was ist hier eigentlich los? Sie haben noch gar nichts erzählt? Was soll der Posten vor Ihrer Tür?»

Als sie ihm von dem Vorfalle berichtete, kam ihr erst zum Bewusstsein, wie sehr sie sich danach sehnte, jemandem ihr Herz ausschütten zu können. Evans hörte ruhig zu und blickte nur einmal kurz um sich, als sie von der masslosen Verwüstung in ihrem Zimmer erzählte. Bei der Erwähnung des Besuches jedoch, den ihr Harry am Nachmittag abgestattet hatte, unwirksam sich plötzlich sein Blick. Er stand auf und fing an, im Zimmer auf und zu gehen.

«Sie haben einen schweren Fehler gemacht, Fräulein Carroll», hielt er ihr vor. «Sie hätten ihn so

fort festnehmen lassen sollen. Je früher ihn Scott beim Kragen hat, um so besser.»

«Ich beginne allmählich, ihn ernst zu nehmen», gestand sie reumütig. «Ich ...»

«Ich auch, kommt mir vor», unterbrach er sie mit grimmiger Miene. «Was ist ihm in die Hände gefallen?»

«Zahlreiche Briefe und eine Menge Material über die Volksvertretung von Maryland.»

Evans fuhr hoch. «Also darum! rief er aus. «Du lieber Gott, ich hätte beinahe den Grund meines eiligen Besuches vergessen. Heyward muss in der Sache Maryland sofort etwas unternommen haben; vielleicht wissen Sie noch gar nicht, was sich inzwischen ereignet hat.»

«Nein. Sie startete ihn mit bestürztem Blick an. «Gib's Schwärzigkeiten?»

Evans schüttelte verneinend den Kopf. «Schwierigkeiten keine, aber grosse Aufregung. Irgend wer muss, offenbar auf Harrys Veranlassung, die Volksvertreter Marylands gestern abend gewarnt haben. Zum Glück bekam aber auch der Kriegsminister Wind von der Sache, und so verhaftete heute am späten Nachmittag General Banks, ohne erst auf den Zusammenritt des Parlaments zu warten, so viele Vertreter in ihren eigenen Wohnungen, dass ihrem Vorhaben ein Riegel vorgeschoben ist. Ich war eben bei Scott. In Maryland ist der Teufel los. Der Pöbel rebelliert in Frederick, wo die Volksvertreter zusammenkommen wollten, und auch in Baltimore.»

«Verhaftet hat man sie?» Anna flüsterte die Worte beinahe. «Wissen Sie das ganz genau?»

«Glaube nicht, dass General Banks lügt!», sagte er und zog schmunzelnd eine Liste mit den Namen aller Verhafteten aus der Tasche. Anna las sie sorgfältig. (Fortsetzung folgt)

Von Äpfeln, Trauben und Obstsaften

Glücklich ein Volk, das den Wert seiner Früchte kennt und nützt.

El. St. Der moderne Mensch ist in all seinen Bedürfnissen, auch in der Ernährung, anspruchsvoller, differenzierter geworden als es der Mensch des Altertums, des Mittelalters, ja als es noch derjenige der letzten und vorletzten Generation gewesen ist. Allerdings haben die früheren, durch unzählbare Gänge gekennzeichneten Festgelage einer etwas vereinfachten und rationelleren Eskultur weichen müssen, aber die tägliche Ernährung der grossen Massen ist ungleich besser, reichhaltiger und differenzierter als früher.

Der heutige zivilisierte Mensch hat eben neben der Liebe für gutes Essen auch noch diejenige für eine gute Figur, und auch der in weiten Kreisen verbreitete Sport hat regulierend auf eine «dickmachende» Ernährung eingewirkt.

Schwerer aber als der Kampf gegen zu vieles und zu schweres und daher ungesundes Essen erweist sich derjenige gegen Verbrauch und Missbrauch des Alkohols. War in früheren Zeiten der Alkoholgenuß fast ausschließlich in der Männerwelt verbreitet — auch da mehr als Ausnahme bei Festen oder Gelagen —, so sind heutzutage die Trinksituationen und leider zu einem grossen Teil auch der Frauenwelt geworden. Zu den Erzeugnissen der Traubenkulturen gesellen sich heute die ungezählten Schnäpse und Liköre, welche mit ihren gefährlichen Auswirkungen bis zu den Frauen und in die Familien eingedrungen sind.

Im ausgehenden letzten und zu Beginn dieses Jahrhunderts erfuhr der Obstbau in der Schweiz durch rationellere Züchtungs- und Behandlungsmethoden einen grossen Aufschwung. Die Produktion ergab Resultate, die den rationellen Obstverbrauch weit übersteigen und zu einer enormen Schnapsbrennerei führten, welche soziale und gesundheitliche Folgen hatte, die einsichtige Kreise aufs tiefste beunruhigten. Man denke an Gotthelf! Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen dann die ersten Versuche, die ersten Resultate in der alkoholfreien Obstverwertung, die ja heute auch wirtschaftlich sehr grosse Bedeutung gewonnen hat.

Zwei Männer vor allem, die Pionierarbeit geleistet haben, wollen wir dankbar gedenken: Professor Dr. Müller, späterer Direktor der Versuchsanstalt Dörschwil, war der Entdecker und Begründer des Sterilisierungsverfahrens in den Jahren 1880 bis 1885, und Dr. A. Böhli erfand das Kohlen säureverfahren. Durch diese beiden Methoden wurde der süsse Apfelsaft vor der Gärung

bewahrt und haltbar gemacht. Heute besteht eine grosse Säuss- und Süssweineindustrie, die in verschiedenen Verfahren, in meistens raffinierten eingerichteten Fabriken in grossen Mengen unvergorene Getränke aus unserem Schweizer Obst herstellt. Galten Anno dazumal Anhänger und Verbraucher solcher Getränke als leicht verrückt, so erfreuen sich heute unsere Säuss- und Süssweine, in natura oder gespritzt, in weiten Kreisen einer grossen Beliebtheit, um so mehr, als die verschiedensten Sorten den verschiedensten «Geschmackern» gerecht werden. Der Anfang war nicht leicht, Vorurteile sitzen gewöhnlich tief. Denn wenn wir hören, dass in den Jahren 1927 bis 1929 noch jährlich für rund 6,5 Millionen Franken Schnaps in der Schweiz gebrannt worden ist, ja dass noch im Jahre 1934, vier Jahre nach Inkrafttreten der neuen Alkoholordnung, mangels anderer Verwertungsmöglichkeiten 700 000 Hektoliter gesunder Most zu Schnaps gebrannt wurde, bekommen wir einen Begriff davon, gegen welche Widerstände die alkoholfreie Obstverwertung zu kämpfen hatte.

Ziemlich später als mit dem Säuss- und Süssweine als mit dem unvergorenem Traubensaft an, die zunächst auf den Widerstand vieler Kreise stiessen, die darin eine Degradation, eine Entweihung des «Rebenblutes» sahen. Bald aber wurde auch die neue Verwendungsmöglichkeit unserer inländischen Trauben und deren grossen Überschusses als volkswirtschaftlich wichtig gefördert und hat heute schon ein ziemliches Ausmass.

Die Herstellung des süssen Traubensaftes führt wegen der geringeren Haltbarkeit der Früchte schwieriger Probleme auf, hat aber in den letzten Jahren quantitativ und qualitativ grosse Fortschritte gemacht, wie auch der Konsum ständig gestiegen ist. Es gibt Traubensäfte aus ganz verschiedenen Traubensorten, die auch ein ganz differenziertes Bouquet aufweisen. Sie sind für Gesunde und Kranke eigentliche Kraftspender, indem der reich darin enthaltene Traubenzucker sehr rasch ins Blut übergeht. Körperlich und geistig Arbeitende täten gut, ihre oft notwendige «Aufpufferung» in vermehrter Masse bei süssen Obstsaften zu suchen als nur bei starkem Kaffee, Tee und Zigaretten oder gar bei chemischen Mitteln.

Aus den umstehenden Inseraten kann der Leser die Reichhaltigkeit der verschiedenen Produkte im Sektor Trauben- und Apfelsäfte erkennen. Als führend in der ganzen Bewegung möchten wir u. a. den «VOLG» (Verband ostschweizerischer landwirtschaftlicher Genossenschaften in Winterthur) nennen, der zur alkoholfreien Verwertung des stets reich anfallenden Obstseigns ausserordentlich

grosse Investitionen gemacht hat und aus dessen Anlagen unser Bild stammt. Daneben aber machen sich alle Inserenten dieser Nummer zum Teil mit aussergewöhnlichen Spezialitäten um die rationelle Ausverwertung und die Gewinnung der Konsumenten für stets sich mehrenden Bedarf an Fruchtsäften verdient. Als neuestes und offenbar beliebtes «Fruchtsaftgetränk» stellt sich nun auch «Su-sy» in die Reihe der bisherigen. Es handelt sich da um ein gespritztes Getränk, das aber auf Fruchtbasis aufgebaut ist und nur natürlichen Fruchtzucker als Süsstoff enthält. In der Bevölkerung hat man erkannt — in stets sich mehrendem Mass —, was für Schätze an gesunden Getränken wir im eigenen Lande haben um sie anstelle des jährlich nahezu 900 Millionen Schweizer Franken verzehrenden Alkohols zu setzen.

Heutzutage, da die ungesunde, aus dem Ausland importierte Sitte — oder Unsitte? — der Cocktails und Aperitifs bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, zu jeder Tages- und Nachtstunde sich schon bis tief in unsere Familien zu Stadt und Land hineingefressen hat, wo die Jugend sich schon früh weitherum keine Geselligkeit ohne Alkohol mehr denken kann, wo die Alkoholreklame Land und Volk überflutet, wo unsere Landwirtschaft eine hochstehende Obstkultur betreibt — heute sollte im Volk mehr denn je die Freude am heimlichen Obstsaft und seine Verwendung zu gesunden, sogar zu Cocktailzwecken gestärkt werden. In der Eidgenössischen Alkoholverwaltung und ihrem für diese Probleme so verständnisvollen Direktor, Herrn Dr. Kellerhals, haben diese Bestrebungen einen einsichtsvollen Förderer; und der Staat unterstützt mit grossen Mitteln — nicht so grossen wie beim Wein — die alkoholfreie Obstverwertung. Die Einstellung unseres Volkes, unserer Behörden ist auch eine Erziehungsfrage, die, wie andere, «im Haus beginnen muss, wenn sie leuchten soll im Vaterland».

Und da heute die Alkoholfrage auch zu einem Problem der Verkehrssicherheit geworden ist, so darf erwartet werden, dass dieser Umstand nach und nach noch vielen gewissenhaften Eidgenossen, und wir müssen es sagen, Eidgenossinnen die Augen öffnet für die Gefährlichkeit des Alkohols und unserer Trinksitte. Denn da handelt es sich nicht um die Gewohnheiten und Ansichten des einzelnen, sondern um die Sicherheit der Allgemeinheit.

Für die Einsicht einer weiten Öffentlichkeit haben in dieser Beziehung nun seit Jahrzehnten die Abstinenzkreise in aufklärender, die alkoholfreien Gaststätten vor allem in praktischer Tat wertvolle Arbeit geleistet. Ihnen darf, allen voran dem «Alkoholfreien Zürich» und dem «Schweizerischen Volksdienst und Soldatenwohl», an dieser Stelle ein dicker Lorbeerkränz gewidmet, aber auch im Namen vieler Kreise ein herzlicher Dank für ihre Pionierarbeit ausgesprochen werden.

Sie sind es, die immer wieder auf den Ausschank im Glas zu wenig Geld hinweisen und die, wie vor 30 Jahren die Migros durch ihren billigen Mostverkauf an den Wagen, die alkoholfreien Obstsaften auch dem mageren Portemonnaie erschwinglich und dadurch populär gemacht haben. Für Reise und Touren gibt es heute gute Konzentrate, und das durch die Alkoholverwaltung seinerzeit finan-

Anderswo, namentlich in Amerika, spielen die unvergorenen Fruchtsäfte eine viel grössere Rolle als bei uns. Der Amerikaner hat begriffen, dass naturreine, unvergorene Obstsaften durch ihren hohen Kaloriengehalt dem Körper sehr wertvolle Stoffe zuführen, die ihm einen intensiven Einsatz im Wirtschaftsleben ermöglichen. «Der Amerikaner konsumiert ungefähr das fünfzehnfache an Fruchtsäften als der Schweizer.»

ziell geförderte «Raisinel», ein Traubenhonig, wurde in seiner Güte von den Frauen leider erst richtig erkannt, als keines mehr zu haben war — was aber ein Fingerzeig für weitere alkoholfreie Obstverwertung in dieser Richtung sein darf.

Jedermann, der etwas tiefer in die grosse volkswirtschaftliche und sozial-menschliche Bedeutung dieser Probleme hineinsieht, wird sich mit uns freuen, dass uns durch die freundliche Unterstützung der zahlreichen Herstellerfirmen und der Schweizerischen Propagandazentrale die Möglichkeit gegeben wurde, einmal in erweitertem Mass eindringlich für die alkoholfreie Obstverwertung auf der einen und einen vermehrten Verbrauch auf der andern Seite eintreten zu können.

In dieser Frage heisst es nun sicher:
«Frauen voran!»

Wen man auch nennen muss —

El. St. Nämlich als ältesten Pionier für die alkoholfreie Verpflegung im Gastgewerbe den:

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Vor fast fünfzig Jahren hatte eine Zürcherin, Frau Orelli, die Einsicht und auch den dazu nötigen Mut, Gaststätten zu errichten, aus denen jeglicher Alkoholkonsum verbannt war. Das grosse Zürich mit seinen vielen ausserhalb der Stadt wohnenden Arbeitern, Studenten und Angestellten, vielfach jungen Leuten, die eine einfache und billige Verpflegung nötig hatten, war der richtige Ort für diesen kühnen Vorstoss in alte Wirtschaftsräume und -traditionen.

Er gelang und dehnte sich aus zu einer Institution des Gastgewerbes, das heute jährlich an eine halbe Million Gäste ebenso gut wie billig und zweckmässig verpflegt. Hatten zu Beginn dieses kühnen Unternehmens die betreffenden Lokale meist einen nüchternen, einer gewissen Atmosphäre entbehrenden Charakter, so haben sie sich im Laufe der Zeit mächtig ästhetisiert, so dass sie, nicht mehr wie früher, wenig von den kultivierten Kreisen Zürichs aufgesucht werden. Denn in den letzten dreissig Jahren sind eine ganze Menge zum Teil recht eleganter anderer alkoholfreier Restaurants entstanden, und auch der Frauenverein hat, der Bewegung folgend, aus seinen vierzehn Restaurants und drei Hotels gemütliche Gaststätten gemacht, in denen «gut sein» ist. Psychologisch ist das wichtig und richtig, denn auch unter den nicht-

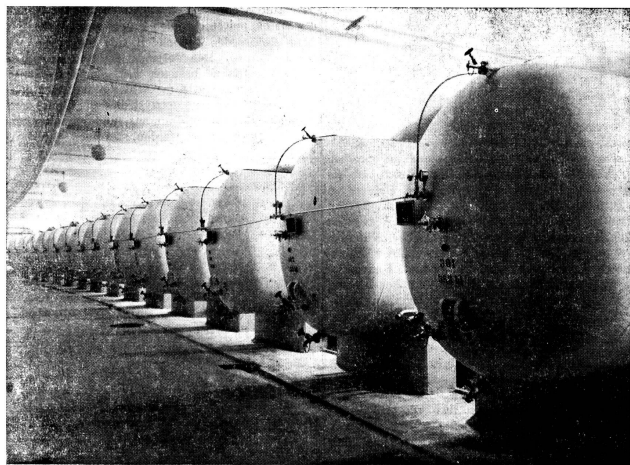
abstinenten Kreisen gibt es sehr viele Menschen, die bei einer Gaststätte eine kultivierte Atmosphäre einem guten Wein vorziehen.

Dass in Zürich das Bedürfnis nach alkoholfrei geführten Gaststätten so gross ist, dürfen die «Alkoholfreien» ruhig auf das Konto ihres mutigen Vorstosses von Anno dazumal und dessen Erfolge buchen.

Über die leibliche Verpflegung hinaus bemühen sich aber «die alkoholfreien Frauen» — das ist ihr Ehrenamt in Zürich — nun auch seit Jahren um die Pflege einer kultivierten Geselligkeit, besonders unter den Jungen. Zu diesem Zweck stellen sie den ganzen Winter hindurch eines ihrer schönsten Lokale, «Karl den Grosse», der tanzlustigen Jugend alle Samstagabende zur Verfügung, wobei sie gemeinsam mit Ferien und Freizeits den Jungen Gelegenheit zu Tanz und Spiel und frohem Sichkennenlernen ohne die oft so gefährlichen Nebenwirkungen des Alkohols bieten.

Wir haben das Gewicht dieses kurzen Berichtes nun weniger auf die wirtschaftlichen Seiten des grossen Unternehmens gelegt, als auf die sozial-kulturelle Wichtigkeit, die unserem Volksleben durch eine durch Alkohol oft unangenehm beeinflusste Geselligkeit eine solche Möglichkeit ohne diese Nebenwirkungen durch das erlebte Beispiel vor Augen führt.

Wie weit ausgedehnt die wirtschaftlichen Auswirkungen sind, kann man vielleicht kurz beleuchten durch die Tatsache, dass pro Jahr 50 Tonnen Bircher Müsli verspiessen und Umengen von süs-



Tankkeller für Säuss- und Süssweine des VOLG, Winterthur

«— Dort stand ein Wirtschaft im Schatten schöner Nuss- und Kastanienbäume» (Gotthelfs Meinung über die guten und schlechten Wirtschaften)

Hat der Lützelrüher Pfarrer Albert Bitzins nicht schon vor 120 Jahren die Bedeutung der wahren Gemeindestube erkannt, wenn er im «Bauernspiegel» den Fecker zum heimgelakhten Söldner Jeremias Gotthelf sagen lässt: «Da (in der Gaststube) wäre der rechte Ort, Weisheit zu predigen und Menschen vernünftig zu machen...» Dahin kommen die Leute selten allein des Weines, sondern auch um der Gesellschaft willen. Es regt sich etwas in ihnen, das Nahrung will, sie möchten etwas hören, möchten sich mitteilen, brüchten, brüchten lassen. Verstehst einer das Brüchten, so hören die guten Leute mit wahrem Vergnügen zu, haben Kurzezyt. — Nun aber ist so selten jemand in einer Gaststube, diesem grossen Leist des Dorfes, der dieses Amt des Brüchens übernimmt, und noch viel seltener, ja nicht zu finden möchten die sein, welche mit bestimmter guter Absicht und zu einem klar gedachten, vernünftigen Zweck es tun. — Unglaubliches nun können gerade in der Gaststube Männer tun, die ohne steife Pedanterie mit manchem Witzwort Nützlichkeits zu reden, die Geschichte der Zeit zu erläutern, die Tagesfragen zu erläutern, die höhern Verfügungen zu erklären würden oder, wenn nichts Neues vorläge, erzählen würden von andern Völkern, andern Zeiten. Um solche würden die Leute sich sammeln, und ich bin überzeugt, von der Gaststube aus würde sich ein wohl-

tätiger Einfluss verbreiten über manches Feld und über manches Haus.

Ist nach diesen Worten nicht anzunehmen, dass Jeremias Gotthelf freudig unterstrichen hätte, was Frau Susanna Orelli über die Wirtschaftsreform sagte: «Sie ist eine der zeitgemässen und wichtigsten Kulturarbeiten, die getan werden muss; sie ist eine vorbeugende und aufbauende. Das Wirtschaft ist eine der edelsten Einrichtungen unseres Kulturlebens, an uns Frauen liegt es, ihm seine gottevolte Bestimmung wiederzugeben. Das Wirtschaft soll aufhören, eine schädliche Einrichtung zu sein. Einmal wird die Zeit kommen, wo es als selbstverständlich gilt, dass unter Mitwirkung von Staat, Kirche und Gemeinde jede Ortschaft unseres Vaterlandes ein Gemeindehaus oder eine Gemeindestube mit alkoholfreier Wirtschaft besitzt.»

Anerkennung und Zustimmung hätte Gotthelf ihr, Frau Orelli, und Frau Amelie Moser (in deren Vaterhaus in Herzogenbuchsee der junge Bitzins als Vikar ein- und ausgegangen), gezollt, diesen zwei hochgemuten Frauen und ihren Mitkämpferinnen und geistigen Erbinnen, für ihr Kämpfen und ihre wegberaubende Aufbauarbeit in der schweizerischen Wirtschaftsreform und als Gründerinnen der alkoholfreien Gaststätten, und siehe hätte er schmunzelnd bestätigt, was er immer und immer wieder über solche guten Frauen gesagt: «Die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden.» Oder: «Die guten Frauen mit Verstand, das sind nicht kleine Perlen unter ihrem Geschlecht... das sind Diamanten in der Menschheit, und was

solche Frauen Gutes tun, das ist vom Allerschönsten, was im Himmel angeschrieben wird.»

Alkoholfreie Gaststätten! Wie hätte Gotthelf dieser segensreichen, notwendigen Einrichtungen einer neuen Zeit nicht zustimmen müssen — auch wenn er, er, der Trunksucht und Brantweinpest in ihrer grässlichen, verheerenden Gestalt nur allzu gut kannte und daher nicht müde wurde, sie in Wort und Schrift zu brandmarken und zu geisseln und auf ihre zersetzenden Folgen für Familien und Volk aufmerksam zu machen und «zu schreien in die Zeit hinein!» Er sah dieses böse Uebel hauptsächlich in den schlechten Wirtschaften sich ausbreiten und zu einem Landesunglück werden, nicht nur für die Erwachsenen, sondern auch für die Jugendlichen. So klagt er über die Wirtschaft in Frevelgen (Uli der Knecht): «Was kann in einem Wirtschafte alles gehen von morgens fünf bis um neun, wo der Herr Wirt und die Frau Wirtin aufstehen? Nirdens strahlt wohl Gott die zeitlichen Sünden schneller und deutlicher als die der Wirte, welche überwintern. Wenn Wirt und Wirtin nicht Ruhe schaffen in ihrem Hause zu rechter Zeit mit Hudeln, mit Spielen oder auch nur dasitzen und zusehen, wie andere hudeln über die Zeit, so haben die einen schweren Kopf und zitternde Glieder am Morgen, die andern mögen sonst nicht auf, und während dieser Zeit geht ihnen weit mehr zugrunde, als sie am Abend verdient haben; und zum Trinkgeld haben sie den ganzen Tag den schweren Kopf, die faulen Glieder; zum Trinkgeld haben sie ein böses Alter und schlechte Kinder; und was

mancher am Ende seines Lebens davon bringt, ist Bettelbrot, Spitalsuppe und ein schlechter Strohsack...»

Und auch an einem andern Ort (Uli der Pächter) lässt uns der Dichter in eine solch ungeheure Wirtschaft hineinschauen: «Das Wirtschaft war sehr angefüllt, das stampfte und trampelte, als ob da eine Trittmühle für viele hundert Personen angelegt sei. — Vreneli (es kam von einer Taufe zu lange, und Uli war ihm entgegengegangen) war rucke nie an einem solchen Sonntag in einem Wirtschafte gewesen, umso schärfer liess es in dem ihm neu gewordenen Gewimmel seine Augen schweifen. Es kam ihm erst vor, als sei es entweder selbst verrückt, oder es sei in ein Tollhaus geraten. Es sah da halbbatizige Knechtlein, noch wohlfeilere Mägde, Lehrbuben, sogenannte Bauernsöhne, deren Väter mehr schuldig waren, als der Hof wert war, die seit Jahren unbezahlten Zinsen nicht gerechnet, Handwerksbursche, an denen es durch die Woche keinen ganzen Schuh gesehen, ja Bettelpack, welches es oft vor seiner Türe gehabt, durcheinanderwimmeln, in glitzerndem Staate, aufgeschwollen von Hochmut, Trotz und tierischer Lust, vollgefressen und -gesoffen, von Verspritzten, tun, als wäre nicht bloss die ganze Welt die ihre, sondern als hätten sie, wenn sie diese Welt verlopft oder verkegelt hätten, noch sieben mal grössere Welten zum Verlopfen und Verkegeln. — Es waren ganz ungeheuer andere Leute, als es in der Woche gesehen;... es fürchtete durch den Luftzug der aufgerissenen Mäuler durch einen der aufgesperrten Schlünde in einen unterirdischen

Obstsäften getrunken werden. So darf der «Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften» unter die grossen Förderer der alkoholfreien Obstverwertung gezählt werden.

Schweizer Verband Volksdienst-Soldatenwohl

Eine andere grosse Organisation, deren Arbeit in der ganzen Schweiz weiteste Kreise erfasst, ist der auch während des Ersten Weltkrieges von Frau Dr. Else Züblin-Spiller ins Leben gerufenen Soldatenwohl hervorgegangene Volksdienst. Auch diese grosse soziale Vereinigung arbeitet vollständig auf alkoholfreier Basis, was sowohl den Konsum von Milch sowie denjenigen von Süssmost erheblich gefördert hat. Bei jeder Propagierung neuer Ansichten und Bewegungen gilt es vor allem, den Kampf gegen alteingesessene Vorurteile aufzunehmen, und wenn wir heute beispielsweise Zahlen über den Milch- und Süssmostkonsum in einigen Volksdienst-Kantinen erfahren, so beweist das, dass die Schweizer für andere Getränke als Bier und Wein ganz zugänglich sind, wenn ihnen dieselben in guter Qualität zu vernünftigen Preisen geboten werden.

Seit die Abgabe von Süssmost offen, und diejenige von pasteurisierter Milch in kleinen Flaschen geschieht, ist der Konsum beider sehr gestiegen. In der Werkzeugmaschinenfabrik Bührle werden zum Beispiel monatlich 5000 Liter Frisch- und 3095 Liter pasteurisierte Milch ausgedenkt, in einer Speiseanstalt der SBB in Zürich 4000 Liter Frischmilch und 1500 kleine Flaschen pasteurisierter; im

Studentenheim Zürich 4450 Liter Frischmilch und 9300 Flaschen pasteurisierte.

Dort wurden monatlich 1200 Liter Süssmost, in Oerlikon 2900 Liter, im Elgüt Zürich 1300 Süssmostfläschchen getrunken usw. Diese wenigen Zahlen genügen wohl, um zu beweisen, dass unser Volk, unsere arbeitende Jugend vor allem einer Getränke- und Trinksittenreform absolut zugänglich ist, sofern ihr gute und schmackhafte Getränke, ja auch Milch in guter und «gluschtiger» Form zu vernünftigen Preisen geboten wird.

Ganz besonders wichtig scheinen uns die Fortschritte in der Popularisierung dieser naturreinen und daher auch wertvollen Nährstoffe und Vitaminen enthaltenden Getränke für die Armee zu sein, wodurch nicht nur deren Leistungsfähigkeit erhöht wird, sondern auch die Gefahr verringert wird, dass junge Leute so oft erst durch den Militärdienst «ins Trinken» gekommen sind.

Es gibt wohl keine Vorurteile, die schwerer zu bekämpfen sind als diejenigen um den Alkohol; aber wenn man bedenkt, was immerhin in den letzten 40 Jahren — nicht zuletzt dank der Arbeit der «Alkoholfreien», des «Volksdienst-Soldatenwohls» und der nicht müde werdenden Kreise der prinzipiellen Abstinente an Aufklärung und Erfolge erreicht worden ist, so dürfen alle diese Kreise sich sagen, dass Sie nicht umsonst gearbeitet haben. Denn ihre Arbeit dient nicht nur dem einzelnen Menschen, sondern unserer ganzen Volkswirtschaft und Volksgesundheit. Hiefür kann der Einsatz gar nicht gross genug sein!

Die Schweiz ein Obstland *

Die Natur hat der Schweiz nur einen spärlichen Anteil an Rohstoffen zugeordnet, so dass die eigentlichen Lebensgrundlagen durch Arbeit, Fleiss und Ausdauer von Menschenhand entwickelt werden mussten. Bedingt durch Klima und Bodenverhältnisse, sowie durch die günstigen Exportmöglichkeiten, ist unser Land im Verhältnis zur Einwohnerzahl das oberschlechte Land der Erde geworden. 20 784 000 Obstbäume wurden im Sommer 1951 gezählt, so dass auf jeden Einwohner mehr als vier Bäume, oder auf eine vierköpfige Familie etwa 17 Bäume entfallen. Im Durchschnitt der Jahre 1941 bis 1950 hätten mit der gesamten Obsterte jährlich rund 87 000 Eisenbahnwagen mit 10 Tonnen Fassungsvermögen gefüllt werden können, davon allein 50 500 Wagen Äpfel und 29 800 Wagen Birnen. Der Wert dieser Ernte beläuft sich im Jahresdurchschnitt auf etwa 145 Millionen Franken.

Rund 68 Prozent des ganzen Baumbestandes, zur Hauptsache Kernobst, finden wir auf Bauernbetrieben, der Rest in Gärten und Obstplantagen. So hat der Obstbau in den oberschlechten Gebieten unseres

Landes einen sehr grossen Anteil an der Tätigkeit und am Einkommen unserer Bauern und nimmt auch in der schweizerischen Volkswirtschaft einen bedeutenden Platz ein. Dem Rohersatz nach ist er sowohl dem Kartoffel- wie dem Getreidebau nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen. Er ist somit zu einem wichtigen landwirtschaftlichen Betriebszweig geworden, der die grösste Verbreitung in jenen Gebieten gefunden hat, in denen die Graswirtschaft vorherrscht.

Der Obstbau ermöglicht es den landwirtschaftlichen Betrieben, vorhandene Arbeitskräfte besser auszunützen und die Selbstversorgung im bäuerlichen Haushalt auf eine breitere Grundlage zu stellen. Nicht nur der Bauer ist am Obstbau interessiert, sondern der Einfluss dieses Wirtschaftszweiges greift über den engeren Kreis der Landwirtschaft hinaus. Man bedenke nur, wieviel Industrie, Gewerbetreibende und Handelsfirmen allein an der Lieferung der notwendigen Hilfsmittel und Geräte für die Produktion und an der Verwertung unseres Obstes beteiligt sind.

Obst und Stadtfrau *

In der Stadt ist es die Hausfrau, die vor allem mithilft, das herrliche Schweizer Obst gut zu verwerten. Sie richtet ihren Kindern das «Zünli» für die Schule und vergisst dabei auch nicht den Apfel. Immer wird die Mutter dafür besorgt sein, ihrer Familie möglichst gesunde und bekömmliche Nahrung zu bieten. Und was ist wohl gesünder und bekömmlicher als Obst? Der Apfel ist ein ausserordentlich Feind der Mundbakterien und deshalb auch das ideale «Bettmümpel». Dazu fördern die mineralischen Bestandteile den Knochenbau. Und wie oft hilft ein Apfel der sorgenden Mutter bei der Pflege eines kranken Kindes, denn die wohltuende Wirkung eines rohgeriebenen Apfels ist bekannt. Er gehört zu den leichtest verdaulichen Speisen, welche schon der Säugling verträgt.

Kaum ein Produkt spielt heute in der Küche und in unserer Ernährung eine so wichtige Rolle wie das Obst. Welch köstlichen Genuss bieten die herrlichen Äpfel und Birnen, roh gegessen oder auf die verschiedensten Arten dargeboten. Mit grösster Leichtigkeit und Einfachheit lässt sich das Obst als Hauptgericht oder als Dessert zubereiten.

Von jeher haben praktische Hausfrauen auch Mittel und Wege gesucht, die köstlichen Früchte selber haltbar zu machen, um das ganze Jahr hinein

* Diese 3 Artikel sind der hübschen Schrift «Rund um den Apfel» entnommen; herausgegeben von der Propagandazentrale für Erzeugnisse der schweizerischen Landwirtschaft im Auftrag der Eidgenössischen Alkoholverwaltung, Bern.

durch davon zehren zu können. Früher galt die Hausfrau als tüchtig, deren Vorratskammer die grösste Zahl Konservengläser aufwies. Heute hat sie noch mehr Möglichkeiten, auf einfachste Weise Vorräte anzulegen und die verschiedenen Obstprodukte in ihrem Haushalt zu verwenden. Bringt sie das ganze Jahr Schweizer Obst auf den Tisch, so dient sie damit nicht nur der Gesundheit ihrer Familie, sondern auch der Volkswirtschaft.

Die städtische Hausfrau, welche auf dem Markt oder im Laden ihren täglichen Obstbedarf deckt oder beim Händler den Wintervorrat zum Einkufen bezieht, ahnt wohl kaum, welchen Weg das Obst seit der Ernte zurückgelegt hat. Sobald der Handel die Äpfel vom Bauern übernommen hat, leitet er die gussreifen Früchte an den Detailisten weiter. Die haltbaren, guten Sorten bringt er dagegen, soweit sie nicht zum Anlegen von Haushaltsvorräten benötigt werden, in sein Lager. Heute sind viele dieser Lagerräume mit Klima- und Kühlanlagen eingerichtet. Daneben gibt es eine ganze Anzahl eigentlicher Obstkühlhäuser, in denen die späten Sorten bis in den Frühsommer hinein, ja fast bis zur Ernte der neuen Frühäpfel aufbewahrt werden können. In den heute bestehenden Obstkühlhäusern kann man über 20 000 Tonnen Tafelobst lagern. Dadurch ist es möglich, die Konsumenten sozusagen das ganze Jahr hindurch mit gesunden frischen, einheimischen Früchten zu versorgen. Nichts wird unterlassen, um den Einkauf und die Auswahl zu erleichtern und dem Ver-

braucher eine gewisse Garantie für die Qualität der Ware zu geben. Die obligatorische Qualitätskontrolle, vom Schweizerischen Obstverband durchgeführt, bietet Gewähr dafür, dass nur einwandfreies Obst auf den Markt kommt, und dass es gut sortiert und gekennzeichnet ist. Auf den grossen städtischen Wochenmärkten sorgen Marktberater für die nötige Aufklärung in bezug auf Sortierung, Aufmachung und Anschrift des Obstes. In den Fruchteschäften, die das sogenannte Leistungszeichen führen, findet der anspruchsvolle Käufer Früchte in bester Qualität, sowie sachkundige Beratung. Je einladender und gepflegter das Obst präsentiert wird, desto mehr wird die Kauflust angeregt. Eine gefällige Gestaltung der Obstschaukasten kann viel dazu beitragen.

Oft ist der Keller schuld daran, dass die Hausfrau keinen Wintervorrat an Obst anlegen kann und so gezwungen wird, ihren täglichen Bedarf im Laden zu decken. Jeder Haushalt, dessen Verhältnisse es ermöglichen, tut gut daran, im Herbst vom einheimischen Obstessen zu profitieren und sich

Unsere prächtigen Äpfel, die von alt und jung so begehrt sind und den Kindern zu ihren roten Backen verhelfen, sind nicht von selbst so schön gewachsen. Seit Jahrhunderten sind kundige Menschen am Werk, die Obstbäume zu veredeln. Ein langer, mühevoller Weg musste zurückgelegt werden, um aus dem einstigen, auch jetzt noch in den Wäldern Süd- und Mitteleuropas wild wachsenden Holzapfel den Tafelapfel von heute zu züchten. Welch ein Unterschied zwischen den kleinen, harten und trockenen Wildäpfeln mit ihrem Gerbstoff, der im Halse würgt, und unseren grossen, leuchtenden Früchten mit ihrem zarten Aroma und ihrem verlockenden Aussehen.

Wenn wir einen Apfelbaum fragen könnten, was ihm an seiner Frucht am wertvollsten sei, so würde er ohne Besinnen antworten: Die Kerne! In diesen kleinen, harten Gebilden, die beim Reifen der Frucht braun werden, hat die Natur das Wunder eines neuen Lebens geborgen. Das sind die Samen, aus denen, in feuchtes Erdreich gebettet, ein junger Schösser, ein neuer Apfelbaum spriest. So ist der Apfel nur eine Scheinfrucht, ein Lockmittel für Menschen, Tiere und Vögel, welche mithelfen, die Art zu verbreiten. Wie ist nun aber der Apfel mit seinen Samen im Kerngehäuse entstanden?

Der Frühling lässt die Knospen schwellen, bis sich die schönste Blütenpracht entfaltet und das Land unter dem bräunlichen Schleier blühender Obstbäume liegt. Jetzt feiert die Natur während Wochen ein grosses Fest. Verfolgen wir die geheimnisvollen Vorgänge an unserem Apfelbaum, entdecken wir staunend, dass sich die Blütenknospen zu Hunderten und Tausenden an den Fruchtzweigen geöffnet haben. Ganz im stillen, unbemerkt, hat sich der Baum schon im vergangenen Jahr auf dieses immer wiederkehrende Fest vorbereitet; in seinem Innern haben die verborgenen Schöpferkräfte der Natur das Wunder vollbracht. In den Blattachsen der Fruchtspitze wurden neue Anlagen für Blatt- und Blütenknospen gebildet, die unter dem Schutz der Knospenschuppen überwintern. Und dann weckt die wärmende Frühlingssonne den Baum aus dem Winterschlaf. Die Wurzeln saugen das Wasser aus dem Boden. Der Saftstrom wird durch die Gefässe geleitet, und aufgespeicherte Reservemahrung wird mobilisiert. Aus den Knospen spriest ein neues Leben, eine neue Frucht entfaltet sich. Eilrig umfliegen summend die eusigen Bienen Blüte um Blüte. Sie trinken sich satt am süssigen Nektar aus den Blütenkelchen und tragen als gelbe, pralle Hüschchen den Blütenstaub von Baum zu Baum. Nur befruchtete Blüten bringen Früchte. Das wundersame Ereignis der Blütenbefruchtung tritt aber nur dann ein, wenn der Blütenstaub von einer anderen Sorte stammt. Und es ist zum weitaus grössten Teil das Volk der Bienen, das für die Übertragung der Blütenpollen (Blütenstaub) auf die Narben sorgt, ohne Wissen und Willen als Werkzeug der Fortpflanzung des Lebens dienend. Der Nutzen, den die Bienen so dem Obstbau bringen, ist um ein Vielfaches grösser als der Wert des von ihnen gesammelten Honigs. Oft ist der Obstbauer deshalb auch selber Bienenzüchter. Damit die kleinen Helfer ihre Aufgabe gut erfüllen können, sollten die Bienenvölker nicht weiter als 600 bis 700 Meter von den Obstbäumen ent-

reichlich mit Tafelobst zu versorgen. Wie froh ist die Hausfrau, wenn sie nicht nur an den Festtagen, sondern täglich frisches Obst zur Verfügung hat. Und wie gut schmeckt gerade im Winter den Kindern ein rotbackiger, frischer Apfel! Selbstverständlich soll nur beste Ware in den Keller wandern. Umsichtige Hausfrauen werden sich deshalb vorher genau über die Lagerfähigkeit der verschiedenen Apfelsorten erkundigen, um keine unangenehmen Überraschungen zu erleben. Haltbarkeit ist bekanntlich vor allem eine Sorteneigenschaft, und es ist immer zu empfehlen, mehrere Sorten einzukellern. Wenn die Früchte feine säuerliche Hürden füllen, ist die Arbeit der Hausfrau freilich nicht selbst abgeschlossen. Auch während des Winters muss sie das ihr anvertraute Gut überwachen und von Zeit zu Zeit beschädigte oder schlechte Früchte entfernen. Beachtet sie alle kleinen Winke, so bedeutet ihr Obst nicht nur einen Nahrungsmittelvorrat, sondern sozusagen eine Heilquelle, aus welcher zum Wohle der Familie bis in den Frühling hinein ständig geschöpft werden kann.

Das Werden des Apfels *

fern sein. Es gibt übrigens verschiedene Obstsorten, die sich untereinander nicht befruchten können, zum Beispiel Sauergrauech und Goldparnäne. Aber wenn alle Voraussetzungen für die Befruchtung der Baumbüthen erfüllt sind, droht alljährlich die grosse Gefahr der Spätfröste. Oft zerstört ein Reif die schönste Blütenpracht, denn die zarten Blüten ertragen nur Temperaturen von 2 bis 4 Grad unter null.

Während des Sommers entwickelt sich der Fruchtknoten zum Samengehäuse, das immer grösser wird und sich schliesslich in drei Teile gliedert: in das harte und hornige Kerngehäuse mit den Samen, das saftige Fruchtfleisch und die Schale. Ein weiterer geheimnisvoller Vorgang vollzieht sich in den grünen Laubblättern. Hier werden Kohlenhydrate aus der Luft und Wasser aus dem Boden in Zucker verwandelt. Dieses Geschehen, das alles menschliche Können übersteigt, bezeichnet die Wissenschaft als Assimilation.

Die Umwandlung von anorganischen Stoffen in einen organischen Stoff gehört zu den grössten Wundern der Natur; das grüne Pflanzenblatt überbietet damit alle chemischen Fabriken. Die in der Luft enthaltene Kohlenhydrate tritt durch die Spaltöffnungen der unteren Blätter ein, welche wie feine Löcher eines Haarsiebes angeordnet sind. In den Zwischenzellräumen gelangt die Kohlenhydrate mit dem Blattgrün, dem Chlorophyll, in Berührung und ermöglicht so den Blättern, mit Wasser und Sonne den hochwertigen Fruchtzucker aufzubauen. Es mutet wie ein Wunder an, dass von jedem Quadratmeter Blattfläche bei guter Sonnenbestrahlung pro Stunde ½ bis 1 g Fruchtzucker gewonnen werden kann. Dieser wird von der Pflanze für die eigene Atmung, den Aufbau aller wachsenden Teile des Baumes, sowie für eine Reserve im Stamm und in den Wurzeln benötigt. Ein Teil wird den Früchten zugeführt und dort zunächst in Form von Stärke eingelagert; 30 bis 40 Blätter braucht der Baum, um eine einzige Frucht auszureifen. Erst beim Reifwerden verwandelt sich die Stärke wieder in Zucker. Der Vorgang des Reifens ist bekannt: die Kerne bräunen sich, das Fruchtfleisch wird weich und saftig, die Schale nimmt eine gelbe und rote Farbe an; jetzt strömt der Apfel auch seinen verlockenden Duft aus, und mühelos kann er vom Zweig gelöst werden.



S. P. Z. 55

Kirschenzeit =
frohe Zeit!
Die kontrollierten
Qualitätskirschen
bereiten überall
Freude.

Mit «Entsteintem» wird auch das Einmachen eine Freude.

Schlauch gewirbelt zu werden, so trampelten und himmelsappermenten sie im ganzen Hause herum. Als es sich ein bisschen gefasst, da rief es das Bild, welches es heute ins Gemüt gefasst (bei seinem Gottenkind in der armen Familie seiner einstigen Schulfreundin), hervor, und es war ihm, als hätte es eines Rätsels Lösung, als stelle das Bild sich in den Hintergrund dieser Herrlichkeit, und was im Vordergrund so gross und himmelsappermenterlich sei, werde nach und nach dem Hintergrund zugeordnet, werde kleiner, dürriger, erbärmlicher, jämmerlicher, zu einem Stübchen voll halb nackter, gramsender, hungriger Kinder, zu einem Stübchen voll Elend und Not, ohne Kleider, ohne Brot.

Den Zorn über die neue Wirtshausesreform in den Dreissiger Jahren, die für ihn ein Missbrauch der Gewerbefreiheit bedeutete, lässt Gotthelf auch in «Anne Babi Jowägers», wo Jakob in ein Wirtshaus einkehrt, als er auf dem Weg zur «Gschau» der dicken Küherstochter ist: «Es war auch eine der Pinten, die mit Tüfels Gewalt erzwingt war, so eine Spinnhülle des Teufels, in der er seine Fliegen fängt. Des Morgens hängen darin einige versoffene Hudeln, Handwerker auf der Gneppi, Landstreicher, ausgejagte Bauernsohne, trinken für einen Halbatzen nach dem andern Erdäpfelbranntwein und ramsen mit versudelten Karten. Des Nachmittags sieht man in verahlrosten Ortschaften verahlroste Bauern darin, die sich dem Arbeiten dahem entzogen, und nun da ansitzen, sich rühmen, andere schelten, das Mark ihres Hofes verzehren, spielen, disputieren und Zeugnis ablegen, dass da ein Ort sei, der dem Verhuelin entgegengeht.»

In der erschütternden Erzählung «Wie fünf

Mädchen im Brantwein jämmerlich unkommen» sagt uns der Dichter im Vorwort: «Der Verfasser hatte über das Brantweintrinken ein Lustspiel geschrieben, welches mit einer Heirat und einem frohen Mahle schliesst. Er versuchte nun über denselben Gegenstand ein Trauerspiel, und zwar erfand er dasselbe nicht, er ordnete nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten, die er einem Freunde verdankt.» Und dann lässt Gotthelf den alten, philosophierenden Häftlingmacher dem Erzähler der Geschichte, der mit entsetztem Erstaunen fünf Mädchen in der Gaststube ungeniert Schnaps stellen und trinken gesehen hatte, sachlich, ernst und mitfühlend das Schicksal der fünf Unglücklichen berichten an. «Das Brantweineleand», so fängt der alte Mann an, «ist nicht auf einmal eingenssen, sondern nach und nach. Seit dem Sechzehnerjahre, wo der Wein so teuer war, nahm es immer zu. Seit der Zeit besonders benutzt man die Bätzli, so wohl. Seit der Zeit vollkommener sich die Brennerreien, lernte man besonders die Erdäpfel benützen; und seitdem man weiss, dass man aus dem Abgange derselben das beste Masfutter für Kühe zieht, entstehen die Brennerreien zu Verbesserung magerer Höfe allenthalben wie Pilze; . . . Je mehr Brennerreien es gibt, desto wohlfeiler wird das Brönz der Konkurrenz wegen; . . . je wohlfeiler aber das Brönz ist, desto mehr wird es getrunken von der ärmeren und an manchen Orten auch von der bessern Klasse; denn die spart das Geld auch der Hoffentlich werden aber die weisen Leute bald etwas Besseres aus den Erdäpfeln zu machen ersinnen als Brönz oder werden ersinnen, dass Brönz zu etwas Besseren zu gebrauchen ist als zum Trinken. — In der Sünde Elend führen gar

viele Tore; aber nur einen Ausgang hat dieses zeitliche Sündenelend. So führt auch mancher Weg zum Laster der Trunkenheit, verschiedenen Anfang nimmt das Brantweintrinken; aber in verschiedener Gestalt freilich wartet allen Säufern das gleiche Elend. Wie so ein Laster beginnt, den Keim dazu, erkennen die Menschen gar selten; ja, sie streuen mit eigener, unkundiger Hand den Samen aus und schreien dann zeternd, wenn der eigenen Aussaat Frucht aufwächst.»

Dass die Gelegenheit, kommod zum Alkoholtrinken zu kommen, Diebe, d. h. hier Säufer, macht, das hören wir eindringlich und mahnd auch an anderen Orten, so auch im «Dursli, der Brantweinsäufers», wo es heisst: «Je öfter man diesen Leuten Gelegenheit gibt, anzufangen, umso öfter werden sie voll oder saufen, bis sie keinen Kreuzer mehr haben. Man kann darauf zählen, dass neunundneunzig von hundert aus dieser Klasse, welche des Morgens in ein Wirtshaus gehen, Hudeln werden und Weib und Kinder hungern lassen. Tausende von diesen Leuten sah man jahrelang auch das Abend selten in einem Wirtshaus und an einem Werktag nie, sie hatten das Wirtshaus weit und den Kreuzer lieb. — Nun wird solchen Leuten ein Wirtshaus vor die Nase gestellt, oder ein Nachbar erhält für 15 Batzen das Recht, über die Gasse zu verkaufen, was er will. Der Wirt will Gastig, der Nachbar Käufer, beide locken. Die Gedanken an Wirtshaus erwachen, die Lust beginnt sich zu regen. — Dass jede neue Wirtshaus wenigstens ein halbes Dutzend solche arme Teufel mache, behauptete ich; erfahrene Männer behaupten, wenigstens die Hälfte zu gering sei meine Annahme. — Welches Departement kann uns sagen, wenn bei jeder

neuen Wirtshaus nur ein halbes Dutzend solcher armen Teufel herauskäme, wie manche arme Seele den Staat die zirka achtzigtausend Franken koste, die er als Patentgebühr bezieht? Und wenn jede dieser armen Seelen nur ein Weib und zwei Kinder besitzt und alle drei drei Jahre um ihr Elend und des Vaters Elend weinen, so sagt mir, ihr Staatskünstler, die ihr soviel aus eigenen Handbüchern zu reden wisst, in welchem Handbuch steht, wieviel Tränen diese unglücklichen Weiber und Kinder weinen, wie gross in drei Jahren der See würde, wenn alle diese Tränen zusammenfössen? Ihr wisset es nicht. — Aber das weiss ich, dass ich diese Weibertränen, diese Kindertränen, die stromweise fließen, weil Hunderte von überflüssigen Wirtshäusern sind, weil in diesen Wirtshäusern nicht mehr Feierabend wird, die Väter vom Abend bis am hellen Morgen sitzen, an den Strassen sitzen, bis es in die Kirche läutet, und aus dem Wirtshaus besoffen ins Gotteshaus gehen mit der Brantweingutere, und den Brantweingeist im Gotteshaus sich eingiessen, statt eines anderen Geistes — diese glühenden Weiber- und Kindertränen möchte ich nicht auf dem Halse haben, wahrlich, lieber einen Mühlstein am Halse!

So zeigt uns Gotthelf, der grosse Dichter, Prediger und Erzieher, an diesen Beispielen mit grösster Eindringlichkeit die ungeheure Verantwortung und Schuld, die auf solchen Wirtshäusern liegt, aber nicht weniger auch auf den Behörden, die solche Wirtshäuser immer neu entstehen lassen, den Alkoholmissbrauch darin dulden oder nicht sehen wollen, denn dadurch — durch die Patente — kam ja der Staat zu mehr Geld! Hellen Keller (Fortsetzung folgt)

Säureausgleich im Organismus

Die Tatsache, dass der Traubensaft im Körper «entschlacken» wirkt und überschüssige Säuren abbaut, ist seit jeher bekannt.

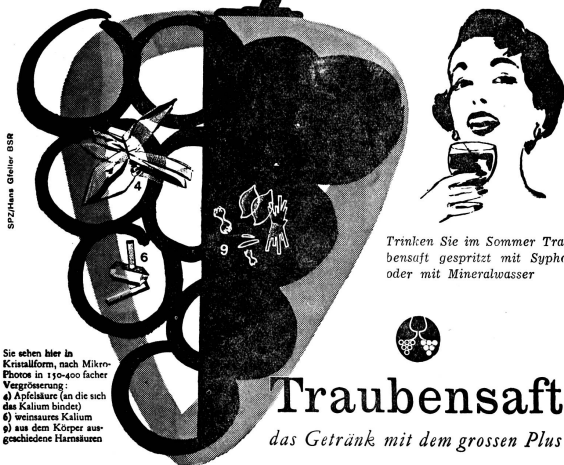
Die moderne, wissenschaftliche Erklärung dieses Vorganges ist besonders interessant und wird vor allem dem Kalium zugeschrieben, das im Traubensaft in gebundener Form, als weinsaures Kalium und apfelsaures Kalium, ausserordentlich reich enthalten ist.

Wenn im Körper die beiden Säuren «verbrannt» werden, so verbindet sich das dadurch freierwerdende Kalium sofort wieder mit andern, überschüssigen Säuren (vor allem der Harnsäure!), wodurch diese löslich und aus

dem Körper ausgeschieden werden. Auch das an Säuren gebundene Wasser wird durch diese Kalium-Reaktion frei und ausgeschieden.

Damit wird verständlich, warum der Traubensaft gerade durch seinen hohen Gehalt an organischen Säuren im Organismus entsäuernd, also basisch wirkt.

Ausser dem Kalium gibt es im Traubensaft noch andere, ebenso wertvolle Mineralstoffe, wie Phosphor, Magnesium, Eisen usw., ferner die sehr wichtigen Enzyme und Fruchtsäuren, und den Traubenzucker als idealen Energie-spendender. Traubensaft ist deshalb besonders zu empfehlen als ausgleichende Ergänzung zur üblichen Ernährung.



Trinken Sie im Sommer Traubensaft gespritzt mit Syphon oder mit Mineralwasser

Traubensaft

das Getränk mit dem grossen Plus

Sie sehen hier in Kreisform, nach Mikrophoto in 150-400 facher Vergrösserung:
a) Hohlkugel (an die sich das Kalium bindet)
b) weinsaures Kalium
c) aus dem Körper aus-geschiedene Harnsäuren

SPZ/Haus Gülller BSR

Ein ideales Einmach- und Konfitürenglas



Bülach-Universal

mit 8 cm
weiter
Öffnung

Seine besonderen Vorteile:

Leichtes Füllen, Entleeren und Reinigen, weil die Hand bequem eingeführt werden kann. Das neue Glas eignet sich wie seine Vorgängerin, die Einmachflasche «Bülach» mit 6 cm Öffnung, sowohl zum Heisseinfüllen der Früchte und Konfitüren als auch zum Sterilisieren von Gemüsen und Fleisch. Das Vorgehen ist gleich wie bisher, nur die Sterilisierzeiten sind etwas zu verlängern. Verlangen sie in Ihrem Laden die kleine Broschüre «Einmachen leicht gemacht». Neueste Auflage. Preis 50 Rp. Auch direkt von uns gegen Briefmarken.

Glashütte Bülach



Ein Traubensaft von besonderer Klasse

OBSTVERWERTUNGSGENOSSENSCHAFT
BISCHOFZELL

Beachten Sie
das **Urtrüeb** -Aroma



«Urtrüeb» hat auch nach Monaten noch unverändert den reinen, fruchtigen und so wunderbar anregenden Geschmack des frisch von der Presse fliessenden süssen Obstsaftes. «Urtrüeb» ist nicht nur einzigartig als Genuss, sondern auch für sehr empfindliche Personen bekömmlich. Urtrüeb ist so herrlich und so begehrt wie jet

Urtrüeb

der naturreine, naturrübe Süssmost wie frisch ab Presse,

ein **ova** -Produkt

Jetzt wieder:
als Erfrischung



in neuer Abfüllung die rässigen Su-sy Fruchtsaftgetränke (aus einheimischen und südlichen Früchten) die spritzigen, genussreichen Durstlöcher.

Su-sy

Fruchtsaftgetränke

Grapefruit, Orange, Citron

Himbeer, Ananas

Die Su-sy Getränke enthalten keinen Fabrikzucker, sondern nur den gesundheitlich wertvollen Fruchtzucker und die natürlichen Fruchtsäuren.



mit Juwo-Reisepunkten

mit vollem Aroma,
reich an Fruchtzucker und
feiner, prickelnder Kohlensäure –
durch Kälte konserviert

STEINHÖLZLI AG. BERN
LUZERNER BRAUEREI ZUM EICHHOF
BRAUEREI HÜRLIMANN ZÜRICH

Süessmoscht hell oder naturtrüeb



löscht den Durst auf natürliche Weise.
Sein Gehalt an Fruchtsäuren, Fruchtzucker
und Mineralsalzen macht ihn zum idealen,
erfrischenden Getränk.

Nur Qualitäts-Obstsäfte

Obstverwertungs-Genossenschaft HORN TG	Obstverwertungs-Genossenschaft MÄRWIL TG	Fremo Freiämter Mosterei MURI TG
Mosterei-Genossenschaft KIESEN BE «Buchser» VLG HERZOGENBUCHSEE	VLGZ-Getränke SURSEE LU	Obst- und Weinbau-Genossenschaft WÄDENSWIL ZH

Butter
... in erster Linie
bei Fettemfindlichkeit

Auf in die Ferien!

El. St. Nun sind sie endlich da, die ersehnten, langen Sommerferien. Allerdings hat die sommerliche Hitze dieses Jahr die Schulstuben nicht überwärmt, die Kinder konnten eher des öfteren kalte Füsse bekommen als verschwitzte Füsse — aber eben, die bösen Sonnenflecken und vielleicht die Atomversuche verderben dem heiligen Petrus das Gesicht total.

Am Samstag gegen Mittag war es interessant durch die Strassen zu wandern. Die Kinder strömen in die Freiheit, laut, lärmend die Buben, in höchsten Tenoren ihre Lehrer, die Zeugnisnoten kritisierend. In jenen kultivierten Ausdrücken, die heute leider unter der Jugend so sehr Mode geworden sind, dass wir Alten, «des Kampfes müde», uns kaum mehr dagegen wehren.

Bei den Mädchen ging die Sache etwas ruhiger

Ein Haus der Frauen

Als Berta Trüssel Ende des letzten Jahrhunderts das erste schweizerische Haushaltungsehrerinnen-Seminar gründete, das während fünfzig Jahren in der Obhut der Berner Sektion des Gemeinnützigen Frauenvereins blieb, ahnte noch niemand, welche Bedeutung dem hauswirtschaftlichen Unterricht als Schulfach zukommen werde. Mehr und mehr übernimmt der Staat die hauswirtschaftliche Schulung der jungen Mädchen. Ein Gesetz schuf im Jahre 1925 den Boden für die Einführung dieses Unterrichts im Kanton Bern, 1945 wurde das Obligatorium fürs neunte Schuljahr eingeführt, dem sich 1952 das Obligatorium der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule anschloss. Fünfzig Jahre nach der Gründung übernahm der Staat das sich bis dahin auf gemeinnützige Basis gründende Werk, und so rückte auch die Frage eines Neubaus in die Nähe. Nachdem die Kantonsräte der Stadt Bern als Sitz bestanden hatten und ein Projekt ausgearbeitet worden war, genehmigten die Stimmbürger die Vorlage, und so konnte ein Plan verwirklicht werden, dessen Ergebnis als Schmuckstück der Bundesstadt bezeichnet werden darf.

Eine Einweihungsfeier vereinigte alle Beteiligten und Freunde des Seminars, gab Überblick über die Entstehung und zeigte das Gewordene.

Der kantonalbernerische Baudirektor, Regierungsrat S. Brawand, gab einen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte, dem sich der Dank an alle Beteiligten anschloss. Vor allem hob er die Arbeit des Architekten hervor und betonte, wie Fräulein L. Liechti wohl als Seele des ganzen Baues im Mittelpunkt stand, beratend, vorschlagend und mittig, was besonders wertvoll war bei der Ausstattung und der Variation der Möblierung. Der Dank galt aber auch der Seminarcommission unter der Führung von Frau Dr. Bärtschi und Frau Dr. Feldmann. Der Wunsch, es möchten Lehrerinnen wahrer Häuslichkeit herangebildet werden, schloss die Ausführungen. Ueber die Entwicklung des hauswirtschaftlichen Unterrichts sprach als Berner Erziehungsdirektor Regierungsrat Dr. V. Moine. Sein Dank galt dem Gemeinnützigen Frauenverein und der unermüdeten Pionierin Berta Trüssel, ferner Frau Dr. Bärtschi und Fräulein Liechti für ihr stetes Wirken. Mit der Erkenntnis von der Notwendigkeit des hauswirtschaftlichen Unterrichts in der Schule und dessen Verankerung im Schulprogramm verändert sich auch die Stellung der Hauswirtschaftslehrerin, die je länger je mehr den andern Lehrkräften gleichgestellt wird. So ist dieser Tag ein wichtiger Meilenstein in der Berner Schulgeschichte. Im Namen der Seminarcommission hiess Frau M. Feldmann als deren Präsidentin die Gäste willkommen und dankte allen, die sich um das Entstehen dieses Schmuckstückes der Stadt Bern verdient machten.

Zusammenpflanzen von Gartengewächsen

Nachdenkliches über natürliche Pflanzen-Gemeinschaften

Von Peter Omm

Zahlreiche Blumen vertragen sich nicht in einer gemeinsamen Vase (Rosen, Wicken, Mohn, Tulpen wollen und müssen allein bleiben; Reseda und Maiglöckchen sind «Feinde» fast aller Schnittblumen; Mimosen sind empfindlich) — das wissen wir, das lehrt man uns. Warum nutzen wir ähnliche Erkenntnisse und das «Erfahren-haben» nicht überall? Wir geben Schnittblumen Anrengungsmittel, gebrauchen selbst allerlei Pflückerchen, doch wenn der «moderne» Gartenliebhaber liest, dass man wunderbare Erden finden kann, wenn man bei abgeschlagenen Birken, Schlehen und Holunder Erde zwischen den dicksten Wurzeln nahe dem Hauptstamm ausgräbt, das vertorfte Holz vermodernder Weiden

vor sich; zu zweit, dritt und viert trieben sie mit ihren Zeugnissen vergiechende Anatomie. Note um Note wurde verglichen, geprüft auf Richtigkeit und Gerechtigkeit, mit einer Gründlichkeit, die die Frauenvereine der nächsten Jahrzehnte wenigstens keinen Mangel an guten Revisorinnen befürchten lassen muss.

Auf einem stillen Treppenabsatz sass sie da, total in ihr Geschäft versunken, aber statt wie die Buben mit «da Chaib» und «da schlächt Hund» etc. um sich zu werfen, verglichen und kommentierten sie wie Justitia die Gerechtigkeit zwischen den Noten der verschiedenen Kameradinnen.

Es ist eigentlich traurig, dass die Ferienvorfrede, eine der reinsten im Leben, stets unter der Drohung eines minderwertigen Zeugnisses stehen muss, das bei Eltern und Kindern einen Schatten auf die so nötige Entspannung wirft. Die Mütter heulen, die Väter toben — dann geht man in die Ferien. Nach denselben hat die elterliche Regierung weitgehend die gemachten Drohungen vergessen und der alte Tramp beginnt von neuem.

Wie wäre es, wenn die Quartalzeugnisse zu Beginn des neuen Abschnittes ausgeteilt würden? Die Ferienbeginne und Weihnachten würden nicht getrübt und die nötigen elterlichen Sanktionen würden zu Beginn der neuen Epoche oft mit mehr Konsequenz und daher mit mehr Erfolg durchgeführt werden können, als wenn einige frohe Ferienwochen mit all ihren Eindrücken und Freuden die Väter beruhigt und die Kinder gleichgültig gemacht haben.

In geistreicher und warmer Weise sprach die Vorsteherin, Fräulein L. Liechti, über die Entstehung dieses Hauses der Frauen. Sie schilderte den nicht immer raschen Weg, ihr Hängen und Bangen als Besucherin der Grossstrasse, die Notwendigkeit eigener Initiative und das «In-Erscheinung-Treten» des Staates, und nicht zuletzt die Bekanntheit mit einer Lebensversicherung des Staates, mit dem Formular. Voll Freude bekannte sie, dass bei der Gestaltung dieses Hauses für Frauen den Frauen so grosses Mitspracherecht eingeräumt wurde. Ein Wandbild in der Eingangshalle von Ruth Stauffer und eine Plastik im Garten, Werk von Johanna Keller, legen bereitetes Zeugnis ab von der Mitarbeit der Frauen. «Lebensfreude, ganz bewusste Lebensfreude möchten wir unseren Schülerinnen mit auf den Weg geben. Neben der beruflichen Tüchtigkeit sind es Heiterkeit und Anmut, die uns erstrebenswert scheinen. Nicht überheblich, aber ihres Wertes bewusste Frauen möchten wir herausbilden, die ihre Aufgabe auch als Staatsbürgerin klar erkennen.» Und weiter: «Eines ist gewiss: Die Seminargeschichte wurde für mich zur lebendigen Geschichte der Demokratie. Stellvertretend dürfte ich für viele Frauen erleben, das was Wissen um ihr Wesen die Liebe zu ihr vertieft, das Kennen ihrer Ziele die Einsatzbereitschaft vermehrt. Es sind Kräfte, auf die Bern, die Schweiz, die Menschheit nicht mehr länger verzichten können. Unser staatliches Haus ist ein Bekenntnis zur Menschlichkeit.» Diese wegweisenden Worte bezogen den Geist, in welchem die jungen Mädchen zu Hauswirtschaftslehrerinnen herangebildet werden.

Seiner Ansprache legte Pfarrer Schär die Worte zugrunde: «Weisheit hat das Haus gebaut, Verstand muss es erhalten.»

Musikalische Darbietungen des Seminarorchors und ein Klavierstück von Mozart verschönernten die Feier. Der Rundgang zeigte, wie zweckmässig die Schul- und Wirtschaftsräume gegliedert sind, wie freundlich die Zweier-Zimmer für die Schülerinnen. Nirgends fehlt gediegener Wandschmuck, und auch die Verwendung verschiedener Möbelhölzer, Teppiche usw. soll geschmackbildend wirken. Schulbau, Internatsgebäude und Küchenstrakt sind übersichtlich disponiert, die Untergeschosse gut ausgestattet. Hineingestellt sind die Gebäude ins Grün und blicken nach dem Berner Oberland und nach dem Jura, dazu zu gut erreichbar, so dass auch alle städtischen Bildungsmöglichkeiten benützt werden können. Gegenwärtig umfasst die Seminargemeinschaft 69 Schülerinnen in vier Klassen, die Vorsteherin, sechs interne Lehrerinnen nebst den externen, und ein Hauswartehaare. Ein Frauenwerk hat sich von einem jungen Bäumlein zu einem schattenspendenden starken Baum entwickelt.

stein mit dem Hammer zerschlagen, um das körnige Gesteinsmehl bei Steingartenpflanzen unterzuziehen.

Es handelt sich bei alle dem nicht um Geheimwissenschaften oder Medizinmänner-Gebräuche, es geht nur um die Förderung der pflanzlichen Lebensstätigkeiten. Wolfmilch hält Wühlmäuse fern, Tomaten vertreiben den Kohlweissling — warum nicht einen Strich weitergehen und die Erfahrungen anderer nutzen? Rhabarber wächst zwischen Rosen doppelt so gut, seit Jahrhunderten setzen die Bauern in ihren Gärten Meerrettich neben das Kartoffelbeet. Lauch, Zwiebeln, Knoblauch regen die Rosen an — vielleicht durch das Fernhalten bestimmter Parasiten. Korbrel vertreibt Ameisen, Kamille und Pfefferminze sind bei Mäusen unbeliebt, Kapuzinerkresse auf den Obstbaum-Scheiben hilft gegen die Blutlaus, Brennesseln locken Regenwürmer herbei, doch Wermut- und Walnuss-Blätter vertreiben sie.

Wir wissen, dass der mikroskopisch feine Pollenstaub gewisser Gräser Heufieber hervorruft, dass Anfälligkeiten (Allergien) gegen Erdbeeren, Primeln und andere Pflanzen und Substanzen bestehen, dass der namentlich in USA gefürchtete «giftige Sumach» und «giftige Efeu» Brandwunden mit eitrigen Entzündungen hervorruft, ja, dass sogar der Duft jener Pflanzen schadet, wenn man etwa an heissen Tagen in ihrer Nähe ausrüht! Die Empfindlichkeiten bei manchen Pflanzen sind nicht «genau» geklärt, aber wir kennen sie und rechnen mit ihnen. Leider werden die Wirksamkeiten und nicht «nachweisbaren» Kräfte von Pflanzengemeinschaften so gut wie überhaupt nicht beachtet. Sobald jemand merkt, dass in der Nähe von Schierling keine Maiglöckchen wachsen, pflanzt er an jene Stelle keine mehr. Es bedarf indessen aller Ueberredungskunst, trotz «sichtbarer» Erfolge zur Nachahmung anzuregen, wenn es sich um etwas Neuartiges handelt, z. B. entsprechend zu handeln, wenn man sieht, dass Pflichsalat und Radies nicht von Erdflöhe heimgesucht werden, sobald sie in der Nähe von Tomaten stehen.

Auch der Erdboden schmeckt das Gute (komme Bodenpsychologen werden von Geschmacksnerven der Humuserde sprechen), und selbst unterirdische Organe strahlen etwas aus oder enthalten Wirkstoffe und Anreizmittel («Stickstoffknöllchen bei Bohnen, Meerrettichwurzeln), die anderen Pflanzen gut tun. Das Aroma hat nicht nur bei den Gemüsen auf dem Tische seine Bedeutung. Kohl wird beeinflusst von Salbei und Pfefferminze, die in seiner Nähe wachsen, wie überhaupt Gemüsearten in der Nähe von Gewürzkrautern besonders gedeihen.

Die Einflüsse auf Wachstum, Blütenduft, Blattbildung und Geschmackstoffe — etwa bei Gemüsen — sind auf selbstverständliche Weise zu erklären: die Blattausscheidungen (Exkretionen), die Bitterstoffe, die Säfte (bei extraktähnlichen Abgaben, «Bluten», Rissen usw.) und die Duftmittel dringen mit dem Regen — und dem Welken und der Zersetzung — in die Erde und geben von ihren Inhalten etwas an die Umgebung ab, was einer natürlichen, homöopathischen, Verdünnung einer Medizin durchaus nicht unähnlich ist. In guten Obstbaugärten pflanzt man unter die jungen Obstbäume gern Petersilie, Korbrel, Liebstöckel, Thymian, Kümmel, Senf usw. Ein auf Wirkungen berechnetes Verfahren ähnlich dem Herbeilocken der Biene durch besondere Pflanzen, sogenannte «Bienenweiden». (Wobei wieder einmal erwähnt werden sollte, dass wir, gäbe es plötzlich keine Biene mehr, in vier Jahren schon vermutlich kein Obst mehr bekämen!)

Gemeinschaften, die wir durch Zusammenpflanzen herstellen, sind nichts Künstliches, sondern ge-

Internationale Musikfestwochen in Luzern

(IMF) In vier Wochen beginnen die diesjährigen Internationalen Musikfestwochen Luzern (6. bis 30. August). Presse und Radio bezeichnen diese Veranstaltung als das grösste Ereignis des schweizerischen Musiksommers. Nach einjährigem Unterbruch wirkt wiederum das neuformierte Schweizerische Festpielorchester mit. Sechs grosse Symphoniekonzerte, zwei Choraufführungen und eine Fülle kleinerer Rahmenveranstaltungen sowie ein Schauspiel im Stadtheater stehen auf dem Programm. Führende Dirigenten und Solisten werden die Konzerte wieder neu zum Erlebnis werden lassen.

Programm

Sechs Symphoniekonzerte und zwei Aufführungen der «Jahreszeiten» von Joseph Haydn mit dem Schweizerischen Festpielorchester und dem Luzerner Festwochenchor

Zwei Serenaden, zwei Kammermusikabende, Liederabend, Bach-Abend, zwei Orchestertouren «Mariana Pineda»

Schauspiel in 3 Bildern von Frederico Garcia Lorca

Vier Meisterkurse für Klavier, Violine, Cello, Gesang
Klavier: Edwin Fischer; Violine: Wolfgang Schneiderhan; Cello: Enrico Mainardi; Gesang: Franziska Martienssen-Lohmann und Paul Lohmann

Dirigentenkurs 8. bis 29. August unter der Leitung von Herbert von Karajan

Schlusskonzert des Dirigentenkurses mit dem Schweizerischen Festpielorchester

Sonntag, 28. August

Organisation: Komitee der Internationalen Musikfestwochen; Schauspiel: Stadtheater Luzern, Präsident: Dr. Walter Strobi. Administrative Leitung: Dr. Ed. Schütz, Verkehrsdirektor. Künstlerische Mitarbeiter: Walter Schultess, Leiter der Konzertgesellschaft Zürich. Beauftragter des Schweizerischen Musikverbandes: Eric Guignard, Zürich. Sekretariat: Luzern, Schweizerhofquai 4 (Offizielles Verkehrsbüro), Telefon 2 52 22. Vorverkauf: ab 4. Juli im Kunsthaus, Telefon 2 82 12.

rade etwas höchst Natürliches! Wenn wir reinweise zusammensetzen Tomaten, Buschbohnen, Salat und Kohlrabi, oder Erdbeeren, Erbsen und Kohl, oder Zwiebeln und rote Rüben, oder Kartoffeln, Puffbohnen und Schwarzwurzeln, oder Kohlrabi und Spinat, oder Sellerie und Porree, dann werden wir ohne wissenschaftliche Erklärung als Beweis bald feststellen: dass es den Pflanzen wie den Ernten gut bekommt. Andere bewährte Zusammenstellungen sind:

Buscherbsen und Möhren, Lauch und Zwiebeln und Möhren, Erdbeeren und Tomaten, Buscherbsen und Kartoffeln, Zwiebeln und Buschbohnen, Sellerie und Blumenkohl, Gurken und Puffbohnen, Gurken und Mais, Gurken und Stangenbohnen, Tomaten und Zwiebeln.

Wir müssen uns frei machen von der Vorstellung, dass man uns für horkopplügliche Bodenfanatiker oder spitzfindige Neuheiten-Apostel hält. Wir wollen einfach versuchen und ausprobieren, was anderen so oft und so gut gelang. Immer hatte der Fortschritt den Beigeschmack des Nürrischen. Zuletzt wurde stets über jene Narren gelacht, die das später erweisbar Vernünftige so lange Zeit für närrisch gehalten hatten!

Fortschritt verlangt nichts als ein bisschen Mut und Nachdenken über das, was uns Gartenfreunde raten, die schon einen Schritt weiter sind als wir!

Ich fühle mich hier zehn Jahre jünger . . .

Interview einer Berliner RichterIn über die Eindrücke einer Amerikareise

San Francisco — (Amerika Dienst) — Die Berliner RichterIn Mirjam Gwosz, die im Rahmen des amerikanischen Austauschprogramms zurzeit drei Monate in den Vereinigten Staaten verbrachte, erklärt in einem in San Francisco gegebenen Interview, dass sie, so unglaublich es klingen möge, während der 6 Wochen ihres Aufenthaltes in den USA auf nichts gestossen wäre, das ihr «gegen den Strich» gegangen sei. «Die Frauen in Amerika sind so ausserordentlich lebendig», meinte der Berliner Gast. «Ich kann es nur so ausdrücken. Sie sind an allem interessiert, vor allem aber an ihrer eigenen Regierung. Ihr Leben ist grossartig. Ich habe die Versammlungen der Liga der amerikanischen Wählerinnen in verschiedenen Städten besucht. Völlig objektiv und absolut unparteiisch, wecken sie das Interesse der AmerikanerIn an staatspolitischen Fragen und Aufgaben.»

An den amerikanischen Männern gefiel der charmanter, gut aussehenden BerlinerIn vor allem ihre Haltung der Frau gegenüber, die sich so sehr von dem der deutschen Männer unterscheidet. Der amerikanische Mann bringe der Frau, und nicht nur der jungen Frau, grosse Achtung entgegen und erkenne ihre Leistungen und Fähigkeiten als Berufskollegin, selbst in hohen und höchsten Stellungen. In Deutschland wurde dieser Gedanke erst nach dem Kriege populär, aber von selbstverständlicher Anerkennung könne noch lange keine Rede sein. Und doch sei gerade diese Anerkennung wesentlich für die Entwicklung einer echt demokratischen Lebensform.

«Den grössten Spass», so fuhr Mirjam Gwosz fort, «habe ich an den amerikanischen Kindern. Sie sind aufgeschlossen, sie sind ohne Scheu, aber auch ohne ungehörlichen Vorwitz. Sie sind, um es kurz zu sagen, Persönlichkeiten. Dies ist wohl vor allem auf das amerikanische Erziehungssystem zurückzuführen, wo der Lehrer in erster Linie des Schülers Freund ist, dem das Kind seine Probleme und Sorgen anvertraut. Bei uns war immer mehr die Furcht vor dem Herrn Lehrer dominierend. Die natürliche Folge dieser Erziehung ist die Furcht vor der Obrigkeit überhaupt. Wir überlegen lange, bevor wir uns an eine vorgesetzte Behörde oder gar die Regierung wenden. Hier, in den USA, ist dies ganz anders. Die Regierung ist allein Die-

nerin des Volkes, von ihm zu seinem Schutze geschaffen. Auch unsere neue Generation muss in diesem Wissen aufwachsen.»

Es ist naheliegend, dass eine RichterIn sich besonders auch für die ihrem Amte naheliegenden Einrichtungen des Gastlandes interessiert. Ueber ihre Eindrücke hinsichtlich des amerikanischen Strafvollzugs befragt, äusserte sich Frau Gwosz anerkennend über den Zustand und die Führung der Gefängnisse, die humane Behandlung der Strafgefangenen, die nicht büssen, sondern zur Einsicht und zum besseren Lebensweg geführt werden, die während der Gefängniszeit konstruktive Arbeiten leisten, die die Möglichkeit haben, sich beruflich praktisch und theoretisch zu bilden, und die, wenn sie ihre Zeit abgesehen haben, mit einem guten Anzug und einem Job das neue Leben beginnen können. Alle Häftlinge, die ich gesehen habe», bestätigt die Berliner RichterIn, «sahen nicht nur gesund, sondern irgendwie glücklich aus.»

Was die Prozessführung anbelangt, so stellte Frau Gwosz in technischer Hinsicht grosse Unterschiede zu den deutschen Gepflogenheiten fest. Vor allem in der Behandlung von Scheidungsfällen. Sie wohnte zwei derartigen Verhandlungen in San Francisco bei, die beide innerhalb von zehn Minuten erledigt waren. Das schien ihr zu schnell. In Kalifornien ist es der Brauch, dass nur jeweils die Frau zum Scheidungstermin erscheint, wenn sie sich mit ihrem Partner über die Scheidung geeinigt hat, was den Fall wesentlich vereinfacht. Anders ist es, wenn beide Scheidungspartner vor Gericht erscheinen, dann zieht sich die Verhandlung über mehrere Wochen hin.

Hübsche und praktische Geschenke

Arte del Ticino

Kunstgewerbe - Handgewebe

Talacker 30, Zürich, Telefon (051) 23 13 73

KURHAUS Bad Wangs
ST. GALLER OBERLAND

hilft Ihnen mit frischen Alpenkräutern zur Gesundheit. Über unsere einzigartigen Kräuterkuren gibt Ihnen Prop. No. 7 Auskunft.
Bes. M. Freuler, Tel. (085) 8.01.11

Grosses Interesse zeigte die Berliner Richter für die in allen Teilen der Welt so brennende Frage der Jugendkriminalität. In den USA sind es vor allem auch die Privatleute, die durch Spenden für die Errichtung von Heimen zur Steuerung dieses Uebels Wesentliches beigetragen haben. Diese Heime ersetzen den Kindern das ihnen von den Eltern verwehrt Elternhaus, und zwar in einer Weise, die alle Voraussetzungen für die Entwicklung von brauchbaren, zufriedenen und glücklichen Mitgliedern der menschlichen Gemeinschaft schafft. Frau Gwosdz wollte nach einem Besuch des Obersten Bundesgerichtshofes in Washington am 12. November nach Berlin zurückkehren. «Dies wird mir unendlich leicht tun», so beschloss sie ihr Interview: «denn Amerika ist nicht nur ein wunderbares und freundliches Land, es ist auch ein sehr junges Land. Ich selbst fühle mich hier zehn Jahre jünger.»

Aus: Amerika Dienst «Für die Frau», Nov. 1954.

Einige Vinkle für die Hausfrau für die Aprikosenverwertung

Die Aprikosenernte ist auch dieses Jahr wieder sehr gross. Darum sollte jede Hausfrau für ihre Lieben etwas von diesen herrlichen Früchten einmachen.

Ich verwende dafür mit Vorliebe Bülicherflaschen und jetzt auch die neuen Bülicher Universal-Glä-

ser, die speziell zum Heisseinfüllen geschaffen sind.

Die Gläser müssen gut vorgewärmt werden und während dem Füllen im heissen Wasser stehen bleiben.

Ich mache einen Zuckersirup (Aprikosen benötigen sehr viel Zucker). Wenn dieser kocht, gebe ich soviel gewaschene und entsteinte Früchte in die Pfanne, dass nicht zu viele aufeinander liegen. Sobald diese zu kochen beginnen, fülle ich die Früchte mit dem praktischen Bülicher Lochlöffel ohne Saft bis ca. 1 cm unter den Flaschenrand in die vorgewärmten Flaschen ein, fülle mit kochendem Saft randvoll und verschliese sofort. Um das Zerfallen der Früchte zu verhüten, fülle ich die grossen Gläser in zwei Malen ein und zwar gebe ich zuerst nur die Hälfte der für ein Glas nötigen Früchte in die Pfanne, erhitze und fülle ein wie oben angegeben. Hernach lege ich die andere Hälfte der Früchte in den kochenden Sirup und beendige das Einfüllen wie gewohnt. Bei diesem Einfüllen in zwei Malen muss die Flasche im heissen Wasser stehen bleiben, und nach dem ersten Einfüllen sofort mit dem Glasdeckel zugedeckt werden. Auf diese Art und Weise bleiben mir die Früchte immer schön und ich kann sie auch im Winter noch sehr gut für Kuchen brauchen.

Für das Heisseinfüllen verwende ich nur schöne Früchte. Aus den weniger schönen mache ich Kon-

fitüre und zwar fülle ich auch diese kochend in die Bülicherflaschen mit Glasdeckelverschluss ein. Die Konfitüre trocknet nie mehr ein, sie bleibt frisch und behält ihr Aroma ausgezeichnet. Ich zerleinere die Aprikosen, koche sie mit 700 bis 1000 Gramm Zucker pro kg auf starkem Feuer, unter ständigem Umrühren, und fülle sie dann kochend in die gut vorgewärmten Flaschen bis auf 1 cm vom Rand ein. Den kleinen Leerraum fülle ich noch mit kochendem Wasser auf und verschliese sofort.

Die Anschaffung von Bülicherflaschen für Konfitüre scheint wohl im Moment etwas teuer. Sie macht sich jedoch bezahlt dadurch, dass nicht alljährlich Paraffin, Celophanpapier, Gummiringli etc.

angeschafft werden müssen. Die Gummiringe der Einmachflaschen und Gläser kann ich hingegen einige Jahre verwenden.

Wer einmal Konfitüre heiss eingefüllt hat, der bleibt bei dieser vorteilhaften Einmachart.

Radiosendungen

vom 17. Juli bis 23. Juli 1955

sr. Mittwoch, 20. Juli, 14 Uhr: Frauenstunde: Wie sie leben. 10. Eine Hoteliersfamilie in der Hochsaison. — Donnerstag, 21. Juli, 14 Uhr: Für die Frauen: Ein Tag in der Erziehungsanstalt Kasteln (Aargau).



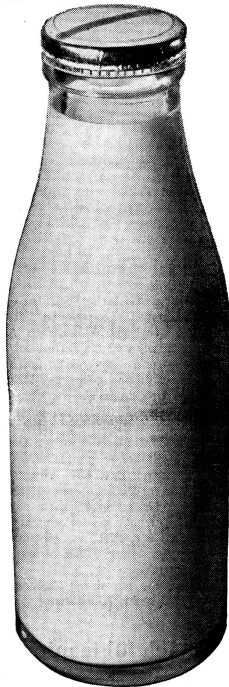
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

DURST! — was trinken?

Kühle Milch! — pasteurisierte Milch.* Je durstiger, desto erquickender ist sie. Durstlöschen heisst nicht, den Körper ausschwemmen, sondern ihn nebst dem notwendigen Wasserbedarf auch mit geeigneten Nähr- und Mineralstoffen wie mit belebenden Vitaminen zu versorgen. Milch tut dies in hervorragender Weise! Deshalb, wenn Sie durstet: «Ein kühler Milchtrunk für Ihr Wohlbeghen!»

PZM

* Erhältlich beim Milchmann und in Gaststätten.



PASTEURISIERTE
MILCH



EMMENTHALER HANDWEBEREI ZÄZIWIL

Ausstellung im Gasthof «Zum weissen Rössli» Zäziwil vom 1. Mai bis Ende September

Zweifel
Naturtrüb
Süssmost wie frisch ab Presse

Mosterei Zweifel & Co. Zürich-Höngg

Tel. (051) 56 77 70

HANDWEBEREI MARGRIT RÖSLI, SWB. WARTENSEE, SEMPACH-STATION



Tel. 78 14 68 Postfach VII 650
Für Sommerkleider handgewobene Stoffe aus Echter Seide Gutem Halblein Weicher Wolle

Handweb-Teppiche

die wirklich frauen

webe ich Ihnen, sei es ein prachtvolles Milieu oder eine schöne, mollige Bettumrandung von bester Teppichwolle, immer erhalten Sie von mir einen Qualitäts-Handwebteppich. Bitte verlangen Sie Offerte und Muster zur Ansicht von

G. Schildknecht, Weinfelden TG
Teppich-Handweberei
Telephon (072) 5 15 29

Ernst

Hauptgeschäft Seefeldstrasse 119, Telefon 24 77 61
Tea Room Suvretta, Bahnhofstrasse 61, Telefon 25 54 31
Tea Room, Bahnhofplatz 1, Telefon 27 12 05

Guets Brot
Feini Guetzli
Zürich

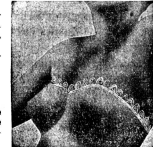
Berücksichtigt die Inserenten des Frauenblattes

Ihre Büste kann sich sehen lassen!

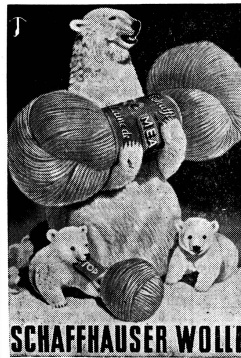
Wenn Sie die neue Buserliche, syngische Behandlung PHYDROMA anwenden. Entfaltet, strafft oder reduziert. Stärker, schneller und halbarer Effekt garantiert. Überzeugen Sie sich selbst und schreiben Sie heute noch an:

PHYDROMA, Abt. 8
Postfach 8, Genf 18

Sie werden postwendend unsere neue Broschüre «Wie gebe ich meiner Büste die ideale Form» kostenlos und sehr diskret erhalten.

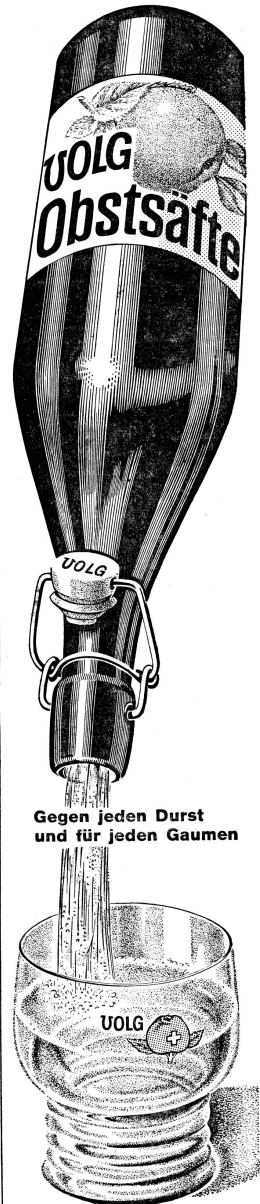


Guets Brot
Feini Guetzli
Zürich



SCHAFFHAUSER WOLLE

25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spez. Gipfel in der
Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich



Gegen jeden Durst und für jeden Gaumen

Erhältlich in guten Lebensmitteläden oder durch
V. O. L. G. Winterthur. Tel. 052/8 22 11

Tapeten A.G.
DECORATIONSTOFFE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

In der Webstube Büh-Nesslau ist Gelegenheit geboten

Ferien mit Handweben

zu verbinden. Wir sind weitgehend für individuelle Wünsche eingerichtet. Man ist nicht an ein Kursprogramm gebunden.

Familie Reber, Büh-Nesslau, Telephon (074) 7 30 62